

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 3.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 13. Januar 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4¼ M.

XVI. Jahrg.

Isa von Pogwisch.

Novelle von Hermann Heiberg.

(Fortsetzung.)

Als Andreas sich gegen Abend in seinem Zimmer befand, um für das Fest Toilette zu machen, klopfte Maaf wie ein Ueberciliger an die Thür, steckte aber auch gleich den Kopf herein und sagte: „Der Vater Josias Abel, Herr Andreas, folgt mir auf dem Fuße.“

„Schon gut, der Feind aller Kahlköpfe soll kommen!“ rief Andreas lustig zurück und wuschte den schwarzen Schnurrbart vor dem großen, vergoldeten Spiegel.

„Nun, Zauderer Josias!“ rief er, und beobachtete, ohne sich umzuwenden, des alten Fuchses Mienen im Glase. Händereibend und unterwürfig stand dieser da und streckte den schlauen Kopf vor.

Aber als Andreas sich umwandte, zog der Josias ein Zettelchen aus der Seitentasche seines Rockes und überreichte es Andreas mit einem Krachfuß.

„Ah!“ machte dieser neugierig und rückte einen auf dem Tische stehenden sechsarmigen, schweren silbernen Armleuchter näher und las:

„Wenn Ihr mir was zu sagen habt, kommt nach dem kleinen Rathshofe. Ist's aber etwas, das nicht Jeder hören kann, spart Euch die Worte!“

„Teufel!“ wettete Andreas und hätte bald den Leuchter umgeworfen. Und zu Abel gewendet, fuhr er fort: „Wie? Das ist Alles, was Ihr durch Eure Klugheit ausgerichtet? Das hätte Maaf ebenso gut gemacht. Du verstehst Dein Handwerk wie der Schuster das Bregelbaden!“

„Hören Sie doch erst, Herr Andreas,“ beruhigte der Barbier und zog schlaubernüht Nase und Mund; „das schrieb die schöne Jünger. Aber heute Abend wird sie hinten im Almenweg am Schloßgarten sein!“

Andreas, der eben den rechten Rockärmel angezogen hatte und den linken folgen lassen wollte, ließ den letzteren fallen, riß die Augen weit auf und stellte sich vor Abel hin: „Erkläre Dich deutlicher! Rasch!“

„Sie verrieth gegen ihren Willen, was in dem Briefe stand. Und da habe ich ihr so lange zugesprochen, bis sie Ja

sagte. Ich erzählte ihr, Sie würden morgen bereits abreisen und hätten wegen Ihrer Frau Mutter Geburtstag keine Zeit zu kommen. Nur ein paar Worte wollten Sie mit ihr reden.“

„Nun? Und weiter?“ drängte Andreas.

„Sie besann sich lange. Dann sagte sie: ‚Gut! Morgen Abend kehre ich von meiner Tante zurück und werde über den Schloßweg gehen. Kommt dann der Herr Andreas vorüber, kann ich ihn nicht hindern, mich anzusprechen. Es wird gegen zehn Uhr sein!‘“

„Hier!“ rief Andreas nach dieser, seinen Ohren wohlklingenden Rede, griff in die Geldbörse und überreichte Josias Abel einen Species.

„Und wenn die schöne Jünger wirklich kommt, so zahl' ich's noch einmal!“ fügte er hinzu.

Dann schieden sie.

In den großen, prächtigen Räumen des Schloßes befanden sich, als Andreas hinabschritt, schon zahlreiche Gäste. Die Zimmer schwammen gleichsam in Licht, die prachtvollen geschweiften Möbel, seidene Tapeten und silbernen Leuchter funkelten und strahlten, die Kleider der Damen rauschten, die Fächer waren in Bewegung, die goldenen Tabatières öffneten und schlossen sich, und die Edelsteine und Diamanten an dem Halse der Frauen blitzten wunderbar.

Die Schönsten und Vornehmsten unter ihnen waren die Gräfin Bernstorff, Andreas' Mutter, und Isa von Pogwisch. Die Letztere trug ein Kleid von weißem Seidenstoff, und nur ein einziger Schmuck, ein Ring, saß an ihrem vierten Finger, der durch eine feine goldene Kette mit einem Armband verbunden war, das ihr zartes Handgelenk umschloß.

Als bald trat die Freifrau von Pogwisch auf Andreas zu, der in seiner geschmeidigen Art die Hommeurs machte, den Damen Artigkeiten sagte und den dunklen Kopf mit den blühenden Augen bewegte, und hub an:

„Ich hoffe, lieber Neveu, daß Du bei Deiner Rückkehr nach Kiel Dich etwas häufiger sehen läßt. Ein einziges Mal nur hatten wir den Vorzug während Deines Aufenthaltes. Das ist kaum mehr als: ich komme, weil ich muß!“

Aber Andreas suchte seiner vornehmen Verwandten, die mit ihrem schmollenden Gesicht vor ihm stand und den feinen, klugen Kopf mit den vielen weißen Locken bedauernd auf die Schulter neigte, durch seine gewandten Reden alle Zweifel zu zerstreuen, und als ihm dies doch nicht ganz gelingen zu wollen schien, rief er:

„Wer könnte fern bleiben wollen, der Isa ein einziges Mal gesehen hat!“

„Ist's Ernst, Andreas?“ fragte die Freifrau mit einem Blicke, der durch seinen forschenden Ausdruck sehr an Isa erinnerte.

„Stelle mich auf die Probe, Tante!“

„Gut! Wohlan!“ sprach Frau von Pogwisch mit stechendem Auge. „So weiche heut nicht mehr von Isas Seite! Da wird jeder wissen, wie es um Dein Herz aussieht.“



An schön' Gruaß. Von Gustav Zippert. — Siehe Seite 15.

Andreas erschraf. Doch, schnell sich fassend, erwiderte er mit artiger Betonung: „Ihr scherzt, gnädige Tante! Die Unwirtschaft auf solche Vergünstigung habe ich mir erst zu verdienen!“

Nach diesen Worten verbeugte er sich, küßte seiner Tante die widerstrebende Hand und eilte unter den Schwarm der Gäste.

Die Freifrau aber erblaßte und biß sich auf die blutlosen Lippen.

Als dem Zeiger der großen Rococo-Uhr im Saale noch fünf Minuten zu Zehn fehlten, eilte Andreas auf den Flur, griff nach Stock und Hut und schritt auf einem versteckten Seitenwege an den Gesimdebänken vorüber in den Schloßgarten.

Es war ein harter Wind vom Deiche her auf gekommen, und unheimlich rauschte es in den Wipfeln der hohen Buchen und Ebereschen, als Andreas dicht an der Parkgrenze dahineilte.

Aber er achtete nicht darauf, was um ihn her vorging. Seine Gedanken waren bei Inge, und wenn in diesem Augenblicke der Staller mit seinem finstern, hochmüthigen Gesicht sich ihm hätte in den Weg stellen wollen, er würde ihn bei Seite geschleudert haben.

Nun erreichte er den Ausgang, stieß die Pforte auf und ließ den Blick durch die Allee schweifen, die den Schloßgarten von den Deichwiesen trennte. Endlos dehnten sich die im Halbdunkel hingestreckten, mit zahlreichen Gräben durchzogenen Flächen aus, und der Wind strich hier noch schärfer und kälter durch die weit aus einander gepflanzten Ulmen.

Von Inge aber war nichts zu sehen, und auch nach fast viertelstündigem Warten erschien sie nicht. Andreas wurde um so unruhiger, als bald nach halb elf Uhr zu Tisch gegangen werden sollte und sein Fehlen im Saale undenkbar war.

„Alle sieben Teufel!“ fluchte er und schlug auf das vom Mond beschienene eiserne Parktacket. „Sollte der Kerl, der Josias, mich hintergangen haben!“

Doch da raschelte es plötzlich hinter ihm im Parke, und alsbald stand Inge vor ihm.

Voll glücklicher Ueberraschung flog Andreas auf sie zu, wehrte ihr, herauszutreten und zog sie unter einen Eichenbaum.

„Inge! Inge!“ flüsterte er. „Du kommst, süßes Mädchen! Und Du zürnst mir nicht mehr?“

Zitternd stand sie neben ihm und fand zunächst keine Sprache. Dann aber sagte sie:

„Als ich von der Tante fortging, schritt Hans Nemo, der Sohn des Doctors, hinter mir her. Ich wagte den Weg nicht hierher zu nehmen. Da bog ich in den Schloßgang ein und fand zum Glücke die große Thür, die an den Ställen vorüber führt, geöffnet. Aber es ist so spät! Ich muß fort! Nur ein Lebewohl wollte ich Ihnen sagen, da Sie es wünschten, und da ich auch gut machen wollte, daß ich Ihren übermüthigen Scherz jüngst so rachsüchtig vergolten!“

Aber Andreas umfaßte sie trotz ihrer Abwehr und flehte, daß sie bleiben möge.

„Sag' mir, Inge, sage mir, daß Du mich liebst!“ bat er. „Weißt Du und fühlst Du nicht, wie gut ich Dir bin? O sprich, die Augenblicke sind kurz! — Laß es mich aus Deinem Munde hören, das süße Wort!“

Sie zitterte und bebte, als er so sprach; es klang ihr wie die herrlichste Musik, aber sie schüttelte den Kopf und drängte doch nur, daß er sie lassen möge. Und da kniete Andreas vor ihr nieder in dem rascheln- den Laube und flüsterte sehnfüchtig, mit heißem Athem: „Inge! Inge! Kannst Du so grausam sein! Noch einmal: sage mir, daß Du mich liebst!“

Nun aber vermochte sie nicht mehr zu widerstreben. Sie gestand ihm, daß sie ihn liebe und daß nur die Furcht, ihr Schweigen könne ihre Liebe verrathen, sie veranlaßt habe, ihrem Vater von dem an jenem Abend Geschehenen Mittheilung zu machen. „Aber nun Lebewohl, Herr Andreas! Lassen Sie mich, — vergessen Sie mich —“

Eben stieß der Wind, von der See herüber rasend, mit seinem stürmischen Athem durch die Bäume und saßte Beider Gewänder.

Ein Zweig knackte und brach, — drüben auf dem Wege wurde es zeitweilig laut. Verspätete Bürger gingen, schwägend und laut gegen das Wetter ansprechend, vorüber.

Auch Andreas erfaßte die Unruhe. Er mußte fort. Aber doch hielt er sie. Er wollte noch einen Zärtlichkeitsbeweis und das Versprechen, daß sie noch einmal wiederkommen werde. Er wollte in der Stadt bleiben. Sie hätten sich so viel zu sagen.

Aber Inge schüttelte den Kopf. „Nein, es war das letzte Mal! Es sei denn —“ Sie sprach nicht aus und wandte sich von ihm ab.

„Es sei denn?“ wiederholte Andreas stürmisch. Und nun flüsterte sie, und ihre Stimme brach unter Thränen:

„Willst Du nur Teufelspiel mit mir treiben, oder soll ich Dein eigen werden? Antworte mir! Ich zürne

Dir nicht, wenn Du mich gehen heißt. Doch ich stehe Dich an, — sprich die Wahrheit!“

Und als er nichts sagte, aber sie küßte, wehrte sie ihm sanft und fuhr fort:

„Wohl, das ist auch eine Antwort! Aber deshalb, eben deshalb, — war es auch das letzte Mal! Nie wird mein Mund einen Anderen küssen. Seien Sie glücklich, Herr Andreas, und denken Sie bisweilen der armen Inge!“

Und ehe er ihr wehren konnte, floh sie wie ein Reh durch den Park und eilte auf demselben Wege, auf dem sie gekommen war, wieder von dannen.

Andreas aber blieb stehen und seine Lippen bebten, doch über dieselben Lippen ging auch ein Schwur, und, indem er die dunklen Augen zu dem sturmbewegten Geäst der Eiche empor hob, flüsterte er:

„Ja, ich will Dich zu meiner Frau machen, und sollten sie mich austreiben wie einen Hund!“

Als dann ging er festen Schrittes in den Saal zurück. Eben ordneten sich die Gäste zum Tischgang, und mit unbefangener Miene eilte Andreas auf Inge von Pogwisch zu, die ihm bestimmt war. —

Am nächsten Vormittage ließ Andreas die Pferde satteln und ritt, den Deich im Rücken lassend, mit Inge über die glatte Landstraße. Als sie nach fast einstündigem Ritte ein Wirthshaus erreichten, hielt er an und hob das Fräulein wie ein Kind vom Rappen.

Sie sprachen, scherzten und lachten, und je länger Andreas sich mit seiner Cousine unterhielt, desto besser gefiel sie ihm. Einmal sagte sie:

„Wann ist's vorbei mit den Studien, und was geschieht dann, Vetter?“

„In einigen Jahren! Und dann? Ja, dann suche ich mir ein Amt und eine Frau, — wenn ich sie nicht schon früher am Arme habe.“

Vielleicht bezog das Inge auf sich, oder sie schaute nur nach ihrer Gewohnheit ihrem Verwandten scharf fragend in die Augen.

Und Andreas fuhr fort:

„Ich möchte gern mit Dir ein offenes Wort reden, Inge! Darf ich?“

Sie nickte fröhlich.

„Ich wollte Dich bitten, was auch geschieht, und was sie auch Alle sagen, mir ein guter Freund zu bleiben. Wisse, Inge, ich liebe ein Mädchen, das mir im Stande ungleich ist. Ich will sie zu meiner Frau machen, und wenn auch die Nordsee die Deiche durchbricht! Also gute Freundschaft, Inge! Reich' mir darauf die Hand!“

Aber sie nahm nicht die gebotene Rechte, und erhob nicht wie sonst das Auge. Doch bückte sie sich bebend herab, pflichtete ein kleines, am Wege stehendes, weißes Sternblümchen, hielt es ihm hin und sagte mit weicher, zitternder Stimme, als ob ihre Thränen keinen Ausgang finden könnten:

„Wer kann in guten Tagen,
So lang das Glücke mild
Und es zu Tische gilt,
Von rechter Freundschaft sagen!
Ob einer ist mein Freund
Und ob er's treulich meint,
Wird daran nicht erkennen,
Daß er mich Bruder nennt.
Wenn's Glücke von mir weicht,
Wer's dann am besten meint,
Und mir die Hände reichet,
Der ist mein rechter Freund!“

Ja, Andreas, nimm diese Blume und diese Worte. Du zeigst Dich gegen mich als Freund, denn Du bist wahr gegen mich. Lasse mich Dir zeigen, daß ich es nicht minder, wenn, wie's im Liede heißt, das Glücke von Dir weicht. Das weiße Sternblümchen aber gib der, die Du liebst und sage ihr, daß auch ich sie lie —“

Doch weiter kam das Mädchen mit der fein besaiteten Seele nicht. Sie eilte ihm voraus zum Wirthshaus, und erst nach vielem Kufen erschien sie wieder und schwang sich auf den bereit stehenden Rappen.

* * *

Die Gäste waren abgereist, auch Inge mit ihrer Mutter. In der Freifrau Mienen war seit jenem Abend ein finsterner, böser Ausdruck haften geblieben, und ihr festgeschlossener, eigensinniger Mund verrieth nichts Gutes. Aber Inge war sanft und freundlich und gütig geblieben, und nur das Lachen hatte sie verlernt. Als Andreas am letzten Tage von ihr Abschied nahm, überkam ihn das Gefühl ihres Werthes mit solcher Gewalt, daß er sie in seine Arme schloß und ihr in's Auge schauend, flüsterte:

„Nein, wie das feinste Gold, hart wie ein Felsenstein,
Und klar wie ein Krystall, so ist die Seele Dein!“

Und fortjährend sagte er:

„Ja, einen Schatz hebt der, welcher Dich heimführt, Inge! Und sagen will ich Dir's heute, wie nahe Du mir stehst! Lebe wohl! Ich merkte mir den Spruch der Freundschaft. Vergiß aber auch Du nicht, daß Andreas Bernstorff auf der Welt ist!“

Am selben Mittag ging Andreas zum ersten Male

wieder in den kleinen Rathshof zu Karsholm. Völlig unbefangen reichte er der Alten die Hand, grüßte die gerade die Treppe hinaufeilende, tief erbleichende Inge, und setzte sich, seine verzögerte Abreise so laut verklärend, daß sie es noch zu hören vermochte, zu den Gästen.

Später kam auch der Alte, und als er Andreas gewahr wurde, runzelte er die Stirne. Aber Andreas wußte rasch alle Farnfalten zu verwischen. Er scherzte mit Karsholm, als sei nichts vorgefallen, fragte ihn nach der Brauerei, nach den Pferden und den Malzpreisen und zuletzt nach einem alten Humpen, der in der Schenkstisch-Ecke hing.

Währenddessen trat der Doctor Nemo, ein im Städtchen wohnender Arzt, in's Zechzimmer, berichtete, daß seine Frau im Holsteinischen sei und äußerte die Absicht, da sein Geburtstag, denselben Abends im kleinen Rathshof mit einigen auswärtigen Gutsbesitzern, die zu diesem Zwecke nach Husum gekommen seien, und mit sonstigen Freunden zu feiern.

Auch Andreas lud er ein, und dieser, Ingens gedenkend, sagte mit artigen Worten zu. Bevor aber Bernstorff in's Schloß zurückkehrte, sprach er bei Abel vor und trug ihm auf, Inge ein Briefchen zuzustellen, das er ihr selbst zuzufinden vergeblich bemüht gewesen war. Sie war nicht wieder zum Vorschein gekommen, obgleich er mehrmals auf dem Flure am Zechstische sich zu schaffen gemacht und so laut gesprochen hatte, daß sie ihn hören mußte.

Das Billet lautete: „Da Du so schnell fortgerast, konnte ich Dir nicht Antwort geben auf Deine Frage. Ja! Wie Du es meinst, so meine ich's auch. Sage mir, wann wir uns sprechen können?“

Nach Tische begab sich Andreas mit seiner Mutter in den Garten, während sich der Staller in seine Gemächer zurück zog.

„Daß diese Affairen nun auch ein Ende nehmen, Andreas! Wann gedenkst Du abzureisen?“ hatte er mit finstern Ausdruck und schiefgezogenem Munde beim Dessert gefragt, und kurz den Kopf geneigt, als Andreas ihm Antwort ertheilt.

An diese Worte knüpfte die Gräfin an, als sie später beisammen saßen.

„Reise lieber heute als morgen!“ mahnte sie sanft. „Er ist schon ungeduldig! Du weißt, es bricht plötzlich aus wie ein Wetter. Und laß von Dir hören und gib keinen Anlaß zu Verdruß und Sorge.“

Die Gräfin liebte ihren Andreas über Alles, sie hatte kaum einen anderen Gedanken als ihn.

Und als er das Haupt bewegte, aber nichts erwiderte, fuhr sie fort:

„Deine Tante zürnt Dir. Die Zeit wird's glätten. Inge ist ein Geschöpf wie vom Himmel gefallen. Ich wollte, Du wärst ihr zugethan, wie ich sie liebe!“

Andreas nickte nur, während seine Mutter sprach, seine Gedanken waren weit ab. Er dachte nicht an Inge von Pogwisch, sondern nur an die Schwierigkeiten, die sich nach diesen Worten seiner Mutter einem längeren Bleiben entgegenstellen würden. Und doch konnte er sich nicht von Inge trennen, ohne sie noch einmal gesprochen zu haben.

Der Gräfin entging sein zerstreutes Wesen nicht; sie brach das Gespräch ab und sagte:

„Mich dünkt, Dich bewegt etwas in den letzten Tagen. Schon wollte ich Dich fragen; sprich, wenn Du magst und wenn Du Vertrauen zu mir hast!“

„Nichts, nichts, meine theure, unvergleichliche Mutter,“ entgegnete Andreas, durch den milden Ton gerührt, und beugte sich auf ihre Hand herab. Aber da seine Augen und seine Mienen eine andere Sprache redeten, sah sie ihn lange und traurig an, und ein tiefer Seufzer ging aus ihrer Brust. Sie hatte nie das Glück gekannt. Die Ehe, die sie mit ihrem Manne geschlossen, war eine Verstandes-Heirath gewesen, und nur ihrem unendlich ergebungsvollen Charakter war es zuzuschreiben, daß sie sich nicht wieder gelöst hatte.

Sie begnügte sich auch mit den Brocken der Liebesbeweise, die sie von ihrem Sohne erhielt. Es war nicht Mangel an Zärtlichkeit, der ihn verschlossen machte, er verstand es nicht anders und besser. Die edle Gesinnung hatte er von seiner Mutter, das Gebieterische, Trotzige, Eigensinnige von seinem Vater.

Von ihrem Blicke bezwungen, sagte aber diesmal Andreas:

„Höre, meine Mutter, und vergieb mir mein zerstreutes Wesen. Inge von Pogwisch achte ich fast so hoch wie Dich, und Dich so hoch, wie den unbegreiflichen Gott über den Wolken. Aber niemals kann sie mein Weib werden. Und jetzt, da Du mich fragst, sage ich Dir: ja, mich bewegt etwas heftig. Ich liebe ein Mädchen aus bürgerlichem Stande und werde sie zu meinem Weibe machen, wenn auch Graf Bernstorff die Hand gegen mich erhebt. Willst Du mir helfen, theure Mutter?“

„Ich wußte es!“ erwiderte die Gräfin, und Angst und Kummer traten in ihre schönen, stillen Augen.

Und: „Nein, Andreas!“ fuhr sie fort. „Ich darf,

ich kann nicht! Ich weiß, es ist Inge Karsholm, des Brauers Tochter. Dein Vater erzählte mir von dem Alten, und als ich hörte, was geschehen, da deutete ich mir Dein zerstreutes Wesen und Deine Haltung gegen Deine Cousine Ina. Es giebt ein großes, namenloses Unglück! Und wie willst Du das Mädchen ernähren? Noch bist Du Nichts, und ohne Deines Vaters Hilfe, ohne seinen Einfluß kannst Du mehr Jahre warten, als Du Finger hast an beiden Händen. Ich bitte Dich, Andreas, bezähme Dein heißblütiges Herz! — Oder gabst Du schon Dein Wort? Dann, — dann —

Sie forschte ängstlich in seinen Zügen, und als er, des Briefchens gedenkend, das er an Inge heute durch Sofias gesendet, stumm beipflichtend das Haupt neigte, sank sie wie vernichtet in ihren Sessel.

„So geht denn meine letzte Hoffnung auf Glück verloren!“ schlüßte sie, nachdem sie sich mühsam wieder aufrichtete. „In Thränen ging ich an den Altar, Thränen begleiteten mich von Deiner Geburt bis zum heutigen Tage, und nun weiß ich, der Brunnen auf dem Hofe könnte stocken, Wasser werden meine Augen geben in Zukunft! — O Andreas, mein Andreas! Ich bin so unglücklich, — so traurig, — so glücksbedürftig, wie Worte es nicht auszusprechen vermögen!“

Dem Studenten zog's gleich Flammen durch Herz und Seele. Es waren keine leeren Worte gewesen, die er zu ihr gesprochen; er liebte sie zärtlich, und, — würde er sie früher gehört haben, vielleicht hätte er von Inge gelassen! — — — So sank er vor ihr nieder und drückte seinen dunklen Kopf in ihren Schoß. In dem reich strohenden, mit kostbaren Gemälden und Kunstschätzen angefüllten Gemache fühlten sich Beide in diesem Augenblicke so arm, daß sie Alles freudig hingegeben haben würden, wenn sie ein ungetrübtes, bescheidenes Glück sich dafür hätten erhandeln können.

„Ich kann sie nicht lassen, Mutter! Sie hat mein Wort, und ich liebe sie. Und da ich abreisen muß und sie doch nicht lassen kann, so nehme ich sie mit mir auf meinen Hengst und reite in die weite Welt. Gib mir die Mittel, daß ich fortkommen kann und leben, bis ich in einem fremden Welttheile etwas finde, das mich und sie ernährt. Zuletzt wird sich meines Vaters strenger Sinn befähigen — Du, Inge und ich werden Alle noch glücklich werden!“

„Aus Dir spricht ein Rausch, der Rausch der Leidenschaft, mein Sohn. Noch einmal! Ich bitte und beschwöre Dich, laß ab von solchen Gedanken. Nur eine Möglichkeit giebt's: Du hältst zu ihr im Geheimen, bis Du Deine Studien vollendet und ein Amt hast, das Dir durch Deines Vaters Einfluß früher werden wird als Anderen. Dann tritt vor ihn hin und sprich, — und wenn er noch Nein sagt! — gehe Deinen eigenen Weg. Jeder Schritt, den Du vorher thust, und insbesondere ein so unbesonnener, führt Dich allzubald in seine Gewalt zurück, und was dann geschieht, mag ich nicht einmal ausdenken. Eher tödtet er Dich, als daß er Dir, dem Studenten, gestattet, von Liebe zu einer Bürgerlichen zu sprechen. Noch mehr, Andreas! Niemals, ich weiß es, wird er überhaupt seine Einwilligung geben, und höre, nur wenn Du selbst etwas geworden, dann hast Du ein Recht zum Handeln.“

Andreas begab sich nach dem Gespräche mit seiner Mutter zunächst auf sein Zimmer, rief Maaz herbei und machte sich an das Einpacken der Sachen. Er hatte beschloffen, schon mit dem Anbruche der Sonne am folgenden Morgen die Rückreise nach Kiel anzutreten. Einen Theil des Weges wollte er zu Pferde zurücklegen; zu diesem Zwecke sollte sich der Reitknecht seines Vaters ihm anschließen und den Hengst zurückführen. Während er aber noch bei diesen Vorbereitungen war, erschien Abel, beim Eintritt mit einem Ausdruck in den Augen, durch die er zu verstehen gab, daß Maaz sich entfernen sollte. Andreas war um so gespannter, etwas zu hören, als er sich schon wegen der rasch beschlossenen Reise mit dem Gedanken vertraut gemacht, Inge diesmal nicht wieder allein sprechen zu können. Er hatte sich vorgenommen, ihr nochmals in Kürze zu wiederholen, daß er sie liebe und daß sie seiner warten möge, bis er komme und sie öffentlich als sein eigen erkläre.

„Ich weiß nicht, was in dem Briefe steht!“ zischelte Abel, sobald Maaz mit einem verächtlichen Blicke auf den schleichenden Zuträger das Zimmer verlassen hatte. „Sie sagte mir, er enthalte Alles, was Sie zu wissen wünschten, Herr Andreas. Anfänglich wußte ich nicht, was ich aus ihr machen sollte; sie selbst setzte, nachdem ich ihr das Schreiben zugesteckt, den zweiten Krug vor mich hin, aber schaute mich nicht einmal an. Als ich dann mein forschendes Auge auf sie richtete, — sie hatte sich an die Thür gestellt, einen Humpen ergriffen und die Eiselerung daran betrachtet, — sagte sie mich mit ihren Blicken, und vorher schnell sich versichernd, daß Niemand auf uns blicke, deutete sie mit dem Finger unter das Gewölbe. Ich zuckte die Achseln, da ich sie nicht verstand, zuletzt aber, da sie ihr Zeichen wiederholte, ging mir ein Licht auf. Unter meinen Krug

hatte sie die Antwort an Sie geschoben, Herr Andreas, und alsobald brachte ich diese denn auch an mich. Ah, die Weiber, die Weiber, sie sind klüger als Spürhunde!“

Aber Andreas hörte schon lange nichts mehr von dem, was der die Schwierigkeiten seines Auftrages in ein recht helles Licht zu stellen sich bemühende Schwäper hervorrief. Er zündete, da der draußen sich regende Abend inzwischen in's Zimmer geschlüpft war, einige Kerzen an und starrte mit angestrengt forschenden Augen auf die kleine, zierliche Schrift, die von Inge herrührte. Zuletzt ließ er sich in einen der seidengeblühten Sessel fallen, blickte zerstreut in's Leere, und bald flog ein Schatten über sein dunkles Angesicht, bald hellte es sich glücklich auf.

„Hier!“ hob er zuletzt an und reichte Abel Geld. „Für die Arbeit den Lohn! Und wenn Du schweigst über Alles, was zwischen uns gewesen dieser Tage, dann sollst Du auch neben mir hängen am Galgen, an dem ich mich lieber aufknüpfen lasse, als daß ich Inge Karsholm lasse!“

Nach diesen Worten erhob Andreas seine Rechte und ließ sie halb drohend, halb lachend, aber auch mit solcher Wucht auf Abels Schultern fallen, daß dieser wie ein Kartenhaus zusammen knickte.

„Schadet nichts, Abel! Du arbeitest im Dienste des größten Gottes des Olymps; das bringt Dir Ehre und Gewinn und Lohn, wenn's auch nicht gleich sichtbar wird!“

Abel zog spöttisch die Lippen. „Ja, sichtbar wird! Noch habe ich die Miethe nicht beisammen zum Juni-Quartal — ah, ah, — die Zeiten! Niemand zahlt, — Außenstände, — Auslagen! Hund und Diener für Jedermann, immer artig, gut gelaunt, stink und behende, — und wenn der Hunger auch den Rachen beißt!“

„Bah!“ fiel Andreas ein, „Du bist ein Fuchs. Wer klagt, hat's gut! Nur die, welche mit der großen Trompete vom Thurme blasen, haben leere Taschen! Ich weiß ja, — Geld, viel Geld hast Du, — steht doch auf Kagenholm, meines Veters Gut bei Rendsburg, ein Posten von Dir. Ich sehe ihn morgen Abend, da ich dort nächten will und werde ihn von Dir grüßen!“

Diese Worte gefielen Abel durchaus nicht. „Ihr seht Irrlichter auf der dunklen Wiege!“ rief er. „Nichts, nichts habe ich, — Sorgen, — Sorgen! — Aber nun muß ich fort. Und Glück auf, Herr Andreas! Wenn Hochzeit sein wird, bitte meiner zu gedenken. Die Schüsseln kann ich serviren und den Franzwein in die Gläser schenken. Ha! Aber Ihr werdet Euch hüten, die Brauerstöchter zur Gräfin zu machen: Ihr saugt nur den Honig! Ja, die Bienen sind practische Liebeswerber. Ueberall nippen, nirgends sich binden!“

Nun legte er die Hand auf den Drücker, verneigte sich unterwürdig und schlich hinaus.

Andreas aber stieß die Fenster nach Abels Fortgange auf und schaute hinaus auf den Garten. Die Bäume standen unter dem stillen Mondlichte da, als seien sie durch einen Zauber gebannt, und als wolle das am Himmel erschienene Gestirn Alles auf Erden in metallisches Silber verwandeln. Gespensterhafte Lichter lagen auf den Wegen, glitten empor, umarmten die Bäume und schlichen gleichsam mit Silbergeriesel unter die hin und wieder vom Abendwinde leise bewegten Blätter. Wunderbar glänzten die Rasen und lagen doch so regungslos da, als seien sie trunken von der Schönheit, die vom Himmel herabfluthete. Ruhe und Schweigen, — nur einmal ein leises Rauschen und Flüstern, das den ewigen Pulsschlag der Natur verrieth.

Andreas' Gedanken zogen in wechselnder Folge hin und her. Inge hatte ihm geschrieben:

„Ich komme nicht und werde Sie auch freiwillig niemals wiedersehen! Heute in der Morgenstunde, nach hartem Kampfe in der Nacht, gab ich meinen Eltern, die mein schwermüthiges Wesen richtig deuteten, das Versprechen, von Ihnen in Gedanken zu lassen für alle Zeiten. Nun bin ich ruhig geworden und werde es, — den Himmel fleh ich an in heißen Gebeten, — auch bleiben. Hatten Sie mich je lieb, dann bitte ich, Herr Andreas, auf den Knien, — führen Sie mich nicht wieder in Versuchung!“

Ah! Sie liebte ihn! Aus jeder Zeile sprach's, in jedem Worte saß eine künstlich unterdrückte Flamme. Und nichts war verloren! Würde, konnte sie sich ihm weigern, wenn seine Absichten ehrliche waren? Nimmermehr! —

Sollte es ihm nicht gelingen, sie für kurze Weile heute beim Festmahle zu sprechen, zu dem ihn Nemo geladen, dann wollte er ihr noch in der Nacht schreiben, Alles, was auf seinem Herzen ruhte, und Maaz sollte es hintragen, offen wie eine Botschaft aus dem Schlosse, am nächsten Tage, während er auf dem Hengst nach Rendsburg ritt.

Mitten unter großen, flachen Feldern, die die Abend-Sonne mit braunglühenden Lichtern umspielte, lag das Gut Kagenholm, das Graf Henning Bodwaldt, einem älteren Vetter von Andreas, gehörte, der hier ein einfaches, sonst aber ein wechselreiches Leben führte. Im Winter hielt er sich in Paris auf, im Frühling und Sommer jedoch, und meist noch während des Herbstes

raffete er in dem alten Schlosse in Kagenholm und ging der Jagd und seinen sonstigen Neigungen nach.

Nie trennte er sich von drei Geschöpfen: seinem Diener Hans Thorde, seinem Hund Olaf und einem gelben Papagei mit einem feuerrothen Kopfe. Im Schlosse war Alles verhängt und verschlossen bis auf die Wohnung zur rechten Hand und einem Theile des Souterrains, in dem der Kastellan und das Gefinde sich aufhielten. Gesellschaften gab Henning Bodwaldt hier nicht, nur Bechgenossen und Jagdsfreunde aus der Umgegend lehrten einmal bei ihm ein. Für diese Zwecke reichten die in braunem Eichenholze getäfelten, mit Eberzähnen, Hirschgeweihen, ausgestopften Vögeln und alten Waffen angefüllten Räume aus.

In einem dieser Zimmer saßen am kommenden Abende nach dem Borerzählten Henning Bodwaldt und Andreas Vernstorff, und, während sie scharf tranken, floß die Rede eifrig. Andreas erzählte, und Henning, ein mittelgroßer, gedrungenener Mann mit einem finsternen Gesichte und einem gewaltigen, rötlich schimmernden Barte, hörte voll Spannung zu.

„Also vernimm, wie Alles kam!“ sagte Andreas und trank den feurig heißen, rothen Wein herunter. „Ich blieb am letzten Abend noch ein Stündchen im Theezimmer bei meinen Eltern. Mein Vater saß wie immer wortkarg da und blätterte zuletzt voll Aufmerksamkeit in einem alten Adelsbuche. Vor meinem Abschiede zog mich meine sanfte Mutter noch einmal in den Erker, an ihren Lieblingsplatz. Nachdem wir eine Zeitlang fast flüsternd mit einander geplaudert, nahm ich Abschied und ging direct nach dem kleinen Rathssaale, um der Einladung des Doctor Nemo Folge zu leisten. Ich fand im hinteren Wirthszimmer schon Alle beisammen, und als ich eintrat, empfing mich ein lautes Hallo. Heinrich von Aberkron, Du weißt, der Besitzer von Moorfeld, rief mir beim Eintritt ein Spottwort entgegen. Ich will's nicht wiederholen. Nur mit einem Blicke begegnete ich ihm, den er nicht mißverstehen konnte, sonst blieb ich ruhig und ließ mir die Laune nicht verderben. Später aber, während des Gelages, reizte er mich noch einmal, indem er meines Vaters letztes Rescriptum in dem Theilungs-Prozesse der Güter Moorfeld und Mengendorf mit abfälligen, fast höhnenden Worten kritisierte. Ich rief ihm über den Tisch zu, — wir saßen zu achtzehn, — er möge sein spottend Wort zurücknehmen. Er aber lachte mich aus und rief: „Weshalb soll ich widerrufen, was ich schon in's Land schrie seit Wochen? — Thu's auch nicht, und Du selbst magst es dem wohlledlen Staller vermelden, daß größer Unrecht geschah durch sein Urtheil, als die Geschichte der Prozesse aufweist seit hundert Jahren!“

Noch einmal, nimm zurück!“ rief ich, nicht achtend seiner Rede, schnellte empor und erhob die Faust. Da lachte er noch spöttischer, und rief:

„Schwarzer Kabe, der Krähe Kumpen, Schau, wenn Du drohst, Dir den Segner an!“

Was nun geschah, folgte Alles schnell auf einander. Wir waren im Nu im Handgemenge, zwei Parteien bildeten sich, eine für und eine gegen des Stallers Sohn; ich hatte die kleinere und wurde, da sie die Eichenstühle ergriffen und in der Trunkenheit, wie Besessene auf uns losstürzten, durch's Gastzimmer bis auf den Flur gedrängt. Einer schloß, — auf Henning Karsholm's Befehl, — die Thür, und nun entwickelte sich ein Kampf, der sich bis oben zur Treppe hinauf fortsetzte. — Ah, Vetter, kein Handgemenge war's, — eine Schlacht, in der zuletzt die Messer blühten, und bald stand ich allein, umschlossen und umheult von Aberkron's Gesellen.

Ich hatte nichts als meine Arme, denn ich verschnähte, gleich Brauerknechten, zu Stühlen und Messern zu greifen.

Und da, — da öffnete sich, — kurz vor meinem letzten Augenblicke, — ich sag's Dir, Vetter, sicher stand ich nicht weit vor Aug und Lippe letztem Zuden, — die Thür zu Ingens Gemache, und sie selbst erschien und zog mich mit raschem, entschlossenem Rucke in ihr Zimmer, das sie blitzschnell verriegelte.

Nachdem das aber geschehen, fiel sie nieder auf die Kniee und beschwor mich, jogleich durch das Hinter-Gemach auf die Treppe hinab auf den Hof und von dort hinter den Häusern mich nach dem Deiche zu retten.

Ich that's, weil eben auch Henning Karsholm mit seiner Eisenfaust an die Füllung der Thür schlug und mich zu öffnen hieß. Die Schwelle ist rein, — kein Funke, wie Du, soll sie entweichen!“ tobte er.

Schnell küßte ich Inge, schwur ihr, daß ich sie nie wieder lassen werde und nahm den angerathenen Weg über den Hof. Freilich, die Treppe war abgehakt, und ich sprang unter Ingens gellendem Schrei auf das Pflaster. Aber Alles gelang, und noch in der Nacht ließ ich satteln und sprengen, — aus Rücklicht gegen meinen Vater, nicht aus Furcht, — Du weißt, Vetter, ich fürchte mich weder vor der breiten Welle der Nordsee, noch vor huschenden Geistern um Mitternacht, — über die Landstraße zu Dir!“

(Fortsetzung folgt.)



Dem Leben wiedergeschenkt.

Nach einem Aquarell von Max Schmidt. — Siehe Seite 15.

Aus der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung.

Nachdruck verboten.

Kaiserin Augusta als Chef ihres Regiments.

Von Fedor von Köppen.



Als König Wilhelm I. die neue Heeres-Organisation durchgeföhrt hatte, wünschte er, dieselbe auch mit seinem Hause näher zu verknüpfen, indem er einigen der neugeschaffenen Regimente Mitglieder seines Hauses als Chefs vorsetzte. So erhielten bei der Krönung in Königsberg im Jahre 1861 die beiden aus dem Kaiser Alexander bez. dem Kaiser Franz-Grenadier-Regiment hervorgegangenen neuen Garde-Grenadier-Regimenten ihre hohen Chefs, nämlich das in Breslau stehende dritte Garde-Grenadier-Regiment Ihre Majestät die Königin-Witwe Elisabeth, das mit seinem Stabe zu Koblenz in Garnison stehende vierte Garde-Grenadier-Regiment Ihre Majestät die Königin Augusta. Die Verleihung des letztgenannten Regiments an die Königin war zugleich eine zarte Aufmerksamkeit des Königs für seine Gemahlin, da die hohe Frau die freundliche Rhein-Mosel-Stadt, wo sie schon als Prinzessin von Preußen gern gewohnt hatte, während der ersten Sommermonate zu ihrer Residenz zu wählen pflegte. Es wurde dadurch zugleich ein neues Band zwischen dem Königshause und der Bevölkerung der Rheinlande geknüpft; denn der rheinische Adel suchte eine Ehre darin, seine Söhne bei dem Garde-Grenadier-Regiment der Königin eintreten zu lassen, und zwischen dem Offizier-Corps des Regiments und seinem erhabenen Chef entspann sich bald ein Verhältnis der zartesten Art. Während in dem ritterlichen Geiste des Offizier-Corps die Verehrung für die hohe und edle Frau, die Gemahlin Seiner Majestät, immer tiefere Wurzeln schlug, konnte Königin Augusta gewissermaßen als die Schutzpatronin des Regiments betrachtet werden; sie lernte die Offiziere ihres Regiments persönlich kennen und nahm an ihren dienstlichen, wie Privat-Erebnissen den huldvollsten Antheil. Dieses eigenthümlich innige Verhältnis, welches eines gewissen romantischen Schimmers nicht entbehrt, nahm seinen Ursprung und Ausgang schon von dem ersten Besuche der Königin in Koblenz nach der Krönung im Mai 1862.

Soll und freundlich scheint die Frühlingssonne auf die liebliche Landschaft an den Rhein-Ufern und strahlt zurück von der Adlersflagge, die droben auf dem hollwerkgekrönten Felsen des Ehrenbreitstein sich daut. Die heitere Rhein-Mosel-Stadt zu seinen Füßen hat ein festliches Gewand angelegt. Von den Häusern der breiten Schloßstraße hängen mächtige Fahnen in den preussischen und weimarischen Farben schattend herab. Aus den geöffneten Fenstern blicken erwartungsvolle Gesichter die Straße hinunter nach dem Bahnhofe zu. Auch in den Kienen der Leute, die hier und da in Gruppen zusammenstehen, liegt man freundliche Erwartung. Da naht im schlanken Trabe eine einfache, zweispännige Hof-Equipage, der unmittelbar eine zweite folgt. In jener sitzt die Königin, freundlich nach beiden Seiten die Grüße erwidrend, zu ihrer Linken die Palastdame Gräfin von Haade, ihre langjährige, treue Begleiterin. Die Wagen rollen direct nach dem Schlosse, wo die Königin die für sie stets bereit gehaltenen Wohnräume bezieht und auf welchem sogleich nach ihrer Ankunft die königliche Standarte sich entfaltet. In der Stadt herrscht freudige Aufregung, man bespricht das Ereigniß des Tages, die Ankunft und das Aussehen der Königin, und die Zeit ihrer Anwesenheit dünkt den Koblenzern gleich einer Festzeit. Auch manches gebeugte und bekümmerte Herz richtet sich wieder auf; weih man doch die erlauchte Heferin nahe, welche Koblenz nicht verläßt, ohne Thränen getrocknet, Trost gesendet und Hoffnungen neu belebt zu haben.

Die ersten Besuche der Königin in Koblenz gelten den unter ihrem Protectorate stehenden Wohlthätigkeits-Anstalten. Am spätem Nachmittage fluthet ein breiter Strom von Spaziergängern zum Mainzer Thore hinaus nach dem Rheingestade. In dem Schloßgarten öffnet sich ein Pförtchen, und die Königin tritt, begleitet von einigen ihrer Damen, hinaus in die Rheinanlagen, welche die hohe Frau mit demselben Rechte ihr eigenes Werk nennen dürfte, wie der König, ihr Gemahl, die neue preussische Heeres-Organisation das seinige nennt. Die blühenden Sträucher und Büsche, selbst die Blumen hier auf den breiten Rhein-Terrassen grüßen die Königin wie trante Bekannte, als ihre eigenen Kinder. Ungefähr auf der Mitte des, etwa eine Stunde langen Spazierganges in den Rheinanlagen liegt ein freundliches Häuschen im Schweizerstil an einem terrassenförmig gegen den Fluß vorspringenden freien Platze, auf welchem zeltähnliche Lauben mit Tischen und Stühlen sich erheben. Von dort schallen die heiteren Klänge eines Musikchors, welches vor der sogenannten „Trinkhalle“ oder dem Schweizerhäuschen concertirt. Die Plätze davor selbst nimmt ein zahlreiches Publicum, größtentheils aus den höheren Ständen, ein, welches sich bei der Ankunft der Königin zu ehrfurchtsvoller Begrüßung erhebt. Den Hintergrund füllt noch ein anderes Publicum, welches auf den Stühlen nicht mehr sitzt, sondern steht oder sich gegenseitig emporhält; denn Alle verlangen danach, die geliebte und verehrte Landesmutter wenigstens zu sehen. Die Königin läßt sich vor dem Schweizerhäuschen nieder und winkt einige der ihr bekannten Damen nach einander zu sich heran, um sich mit ihnen in huldvoller Weise über die Veränderungen und Vorfälle in der Koblenzer Gesellschaft während ihrer Abwesenheit zu unterhalten.

Die Sonne versinkt hinter den westlichen Bergen, der erste Tag des Aufenthaltes der Königin in Koblenz neigt seinem Ende entgegen. Die Königin zieht sich nach ihrem Schlosse zurück. Der folgende Tag ist von ihr fast ganz ihrem Regimente gewidmet.

Schon in der Morgenfrühe tönen vom Schlosse her die feierlich-ernsten Klänge eines Choral, dann, von linden Lüften getragen, die sanften Melodien von Verdi und Rossini oder Offenbach's ledes Tongesplauder. Die Kapelle des Garde-Grenadier-Regiments der Königin bringt ihr den ersten Morgengruß.

Am Mittag ist das gesammte Offizier-Corps des Regiments zur Vorstellung bei Ihrer Majestät befohlen. Später sieht die Königin dasselbe an ihrer Tafel. Außer den Offizieren nehmen nur wenige Personen ihres Gefolges, von Damen nur die Palastdame Gräfin von Haade und zwei Hofdamen an dieser Tafel theil. Während der Tafel giebt der Oberhofmeister Graf Neffelrode-Chreshoven auf den Wink der Königin das Zeichen, daß diese erben wolle, worauf die sämtlichen Tischgäste sich schweigend erheben. Die Königin spricht den Offizieren ihre Freude darüber aus, daß es dem Könige, ihrem Gemahl, gefallen habe, ihr dieses Regiment zu verleihen, das

sich bisher stets die Zufriedenheit des Königs zu erwerben gewußt habe, und von dem sie überzeugt sei, daß es auch in Zukunft unter allen Verhältnissen sich des königlichen Vertrauens würdig beweisen werde. In dieser Ueberzeugung und mit diesem Wunsche trinkt die Königin auf das Wohl ihres Regiments.

Am Nachmittage werden auch die Mannschaften desselben mit einem Besuche ihres erhabenen Chefs beglückt. Die Kasernements des Regiments befinden sich in den Forts Alexander und Konstantin, welche auf einer Hochfläche über dem Zusammenflusse der Mosel und des Rhein, gewöhnlich „die Kartause“ genannt, erbaut sind. Vom frühesten Morgen an sind einige tausend Hände unter der Leitung von Offizieren thätig gewesen, um diese Behausungen der Mannschaften mit Kränzen und Laubgewinden, Blumen und Fahnen festlich zu schmücken. Ganze Gärten sind vom Fuße der Kartause auf das Plateau hinauf gewandert. Festons mit Windeln in den preussischen und weimarischen Farben, durch Blumen- und Laubgewinde unter einander verbunden, bezeichnen den Weg, welchen die königlichen Wagen zu nehmen haben. Ueber dem Haupteingange zum Fort Alexander prangt der gekrönte Namenszug der Königin Augusta, aus Lorbeern und Myrten geflochten, von einer Sonne von Bajonetten umstrahlt. Auf dem Wappenstein hängen die Mannschaften in Reih und Glied, diesmal nicht im Schmuck der Waffen, aber in ihrem Sonntags-Anzuge und so blank und sauber, daß jeder Grenadier es besonders darauf abgesehen zu haben scheint, das Wohlgefallen des erlauchten Chefs zu erregen.

Nachdem die Königin vor dem Hauptportale ihren Wagen verlassen, nähert sie sich, begleitet von dem Regiments-Kommandeur, der Aufstellung der Mannschaften und begrüßt dieselben mit einem freundlichen „Guten Abend, Grenadiere“, welches von diesen mit einem so laut schallenden und kräftigen „Guten Abend, Ew. Majestät“ erwidert wird, daß die hohe Frau fast darüber erschrickt.

Inmitten des Platzes und der Biered-Aufstellung der Mannschaften erhebt sich ein hohes Zelt, dessen Bestimmung durch den auch hier angebrachten, aus Blumen geflochtenen Namenszug und durch die von der Spitze des Zeltes herabwühende preussische Adler-Flagge angedeutet ist. Die innere Ausstattung des Zeltes mit Teppichen, einem Sopha, einigen Stühlen und einem Tische ist aus der „guten Stube“ einer Feldwebel-Wohnung entnommen. Auf dem mit einem weißen Tafeltuche überdeckten Tische stehen neben einem prächtigen Bouquet aus den Lieblingsblumen der Königin die Zeichen der Gastfreundschaft, nämlich Brod und Salz. Eine Krystallflasche mit frischem Wasser wird erst in dem Augenblicke frisch aus dem Brunnen der Kartause geschöpft und herbeigebracht, da die Königin das Innere des Zeltes betritt und sich auf dem Kanapee niederläßt. Die Königin probirt von dem dargebotenen Commißbrode, ihre Hofdamen thun das Gleiche, jedoch mit leicht verzogenen Mäandern, denn Commißbrod schmeckt nicht wie Kuchen.

Nach kurzem Aufenthalte verläßt die Königin das Zelt und wendet sich zunächst nach einer der Küchen, in welchen für je zwei Kompagnien das Essen für die Mannschaften zubereitet wird. Der die Aufsicht über das Küchenwesen führende Unteroffizier, mit einer langen, weißen Schürze bekleidet, meldet sich bei Ihrer Majestät. Die Königin lobt die außerordentliche Sauberkeit und peinliche Ordnung in der Küche und fragt darauf:

„Was haben Sie heute gekocht?“
„Speck mit Erbsen, Ew. Majestät,“ antwortet der Unteroffizier.

„Kann ich nicht noch etwas davon zu kosten bekommen?“
„Ja Befehl, Ew. Majestät!“

Der Unteroffizier hat die Ehre, Ihrer Majestät eine Schüssel des beliebten Blechlopf in die Schüssel und probirt, — für silberne Besteck und Porzellan-Service ist in dem Etat für die Menage der Mannschaften nichts ausgeworfen; auch die Hofdamen probiren, vielleicht wieder mit etwas verzogenen Mäandern, jedoch Alle finden das allerdings nicht ganz hoffähige, ungewohnte Gericht vorzüglich und schmackhaft zubereitet.

Darauf begiebt sich die hohe Frau nach den Wohnstuben der Grenadiere, die mittlerweile von dem Waffenplatze dahin zurückgekehrt sind. Sie unterhält sich leutlich mit einigen unter ihnen, fragt nach ihren heimathlichen Verhältnissen, nach Vater, Mutter und Geschwistern, freut sich der überall vorwaltenden Ordnung und Sauberkeit, selbst des Schönheitssinnes, der hier und da in der decorativen Ausstattung der Kasernen-Stuben sich kundgiebt. Dort jenes, von keinem anderen Nahmen als einem Kranze von frischem Eichenlaub umgebene Bildniß, dessen Kunstwerth allerdings ein sehr zweifelhafter ist, fesselt die Aufmerksamkeit der Königin einige Augenblicke.

„Wer ist das?“ fragt sie den daneben stehenden Grenadier.
„Das sind Ew. Majestät Allerhöchst selbst,“ lautet die sehr entschiedene Antwort.

„Ei, das hätte ich doch gar nicht gedacht, daß ich so aussehe,“ bemerkt lächelnd die hohe Frau.

Die Zeit einer Fürstin ist gemessen. Für den Abend hat die Königin noch gefellige Pflichten zu erfüllen.

In einem Flügel des Koblenzer Schlosses befindet sich die Dienstwohnung des Oberpräsidenten der Rheinprovinz, zu der Zeit, von welcher wir hier reden, des Herrn v. P.-E., dessen Haus als eines der gastlichsten in Koblenz bekannt war. Noch während des Winters auf 1862 war in den Salons der Frau Oberpräsidentin eine theatralische Abend-Unterhaltung durch mehrere Damen und Herren der Coblenzer Gesellschaft, — unter den letzteren auch einige Offiziere des Regiments der Königin, — geplant, die Vorstellung jedoch wegen äußerlicher Zufälligkeiten bisher verschoben worden. Als die Königin von dieser beabsichtigten Abend-Unterhaltung erfuhr, äußerte sie den Wunsch, derselben beizuwohnen. So sehen wir die hohe Frau an dem Abende desselben Tages, an welchem sie zum ersten Male die Mannschaften ihres Regiments auf der Kartause besucht hat (5. Mai 1862), in den festlich erleuchteten Gesellschafts-Salons der Frau Oberpräsidentin, — wie einst an dem Rulenhofe zu Weimar, — in einem Armjessel der improvisirten Bühne gegenüber sitzen, das schöne, geistvolle Auge auf den Vorhang gerichtet. Der Vorhang raucht in die Höhe, und einer der Offiziere, von welchen die Königin sich soeben auf der Kartause verabschiedet hat, steht ihr jetzt in schwarzem Frack und Glace-Handschuhen auf der Bühne gegenüber, um den Prolog zu sprechen.

Mit der Aufführung zweier kleinen Lustspiele schloß ein Tag im Leben der Königin. Vielleicht genügt die Schilderung desselben, um zu zeigen, mit welchem feinen, weiblichen Takte die edle Frau auch in die ihr anscheinend fern liegenden Lebenskreise einzutreten und überall segensreich zu wirken verstand.

Auch die Damen des Regiments wurden von der Königin empfangen und von ihr zu kleinen Gesellschaften, Thee-Abenden im kleinen Zirkel oder auch zu Ausflügen in die reizende Umgebung zu Lande oder zu Wasser herangezogen. Wir schildern einen dieser Ausflüge mittelst des Dampfbootes die Mosel aufwärts, zu welchem die Königin die Offiziere ihres Regiments mit ihren Damen eingeladen hatte.

In dem Garten eines auf dem linken Ufer der Mosel, dem Plateau der Kartause gegenüber, freundlich im Thale gelegenen Dorfes fand das Rendezvous für die Ausfahrt statt, zu welchem die Offiziere in ihren Interimsröcken und Mägen, die Damen in leichten Sommer-Toiletten sich versammelten. Nachdem der Kaffee eingenommen war, wurde unter dem Borantritt Ihrer Majestät der Königin das auf der Mosel bereit liegende Dampfboot mit der Adlersflagge bestiegen und die Fahrt den Fluß aufwärts durch das liebliche Moselthal mit dem bei den vielfachen Windungen des Flusses fortwährend wechselnden Landschafts-Panorama angetreten. Es war die Zeit der Kirchblüthe, und die freundlichen Mosel-Dörfer schauten unter den sie umgebenden weißen Blüthenkrone hervor wie festlich geschmückte Bräute. Die Königin hatte ihren Platz auf dem Sopha genommen, welches auf dem Decke des Dampfbootes für diesen Zweck aufgestellt war, und winkte während der Fahrt einige der Damen nach einander zu sich heran, um zur Unterhaltung neben ihr Platz zu nehmen. In den glücklichen, welche sich eines solchen Winkes zu erfreuen hatten, gehörte auch die damals ganz junge und — wie er sich schmeicheln darf, — sehr hübsche Gattin des Verfassers dieses kleinen Auffages. Der Letztere, welcher seiner Gattin eine gewisse Besorgnis, veranlaßt durch den Borzug, der verehrten höchsten Frau so nahe zu sitzen, anmerkte, schlich in weitem Bogen um den Platz herum, und blieb dann in einiger Entfernung, halb gedeckt durch das Kajüten-Dach, stehen, indem er seiner Gattin verstohlen ermunternde Blicke zuwarf. Die Königin aber hatte diese Blicke bemerkt und sagte lächelnd, den Finger ein wenig erhebend:

„Sie sind doch nicht eifersüchtig auf mich?“
„Das verbietet mir die Ehrfurcht vor Ew. Majestät,“ lautete die Antwort.

„Nun, so treten Sie doch näher,“ lud die Königin mit freundlichstem Tone ein und begann ein huldvolles Gespräch mit dem jungen Ehepaare über seine häusliche Einrichtung, seine Zukunftspläne u. s. w.

An einem hübschen Aussichtspunkte wurde angelegt und das Dampfboot verlassen und, nachdem die mitgenommenen Erfrischungen servirt worden, die Rückfahrt den Fluß abwärts angetreten. Die Bewohner der Moseldörfer hatten unterdessen in Erfahrung gebracht, welchen hohen Gast das Dampfboot trug, das unter der preussischen Adlersflagge soeben stolz an ihnen vorüber gefahren war, und schickten sich an, die Königin bei der Rückfahrt durch Salutschüsse aus den Weinbergen zu begrüßen. Von beiden Ufern her trachten die Böller zu donnerndem Willkommen, welches von Berg zu Berg weithin widerhallte, eine herrliche Musik — für die Ohren der Krieger am Bord des Dampfbootes, weniger für die Nerven ihrer königlichen Wirthin, welche auch zu erkennen gab, daß ihr das Geräusch nicht angenehm war. Sogleich lachten einige von den Cavalieren der Königin, die Leute durch Abwinken mit Tüchern am Ufer zum Einstellen des Feuers zu veranlassen. Die biederer Leute aber hielten das Tücherwehen nur für eine Erwiderung ihrer Salut-Schüsse und feuerten um so kräftiger aus allen Böllern. So half denn nichts, die Königin mußte sich auch in diese Art, ihre Anwesenheit zu feiern, ergeben und that es um so leichter, weil sie erkannte, wie sich in derselben doch nur die Liebe und Anhänglichkeit der biederer Bewohner der Mosel-Gauen für ihr erhabenes Königshaus kundgeben wollte. Während die jactigen Festungsmauern des Ehrenbreitstein drüben im Widerschein der Abendsonne erglühten, lenkte das königliche Dampfboot aus der Mosel in den Rhein ein und legte vor dem Schloßgarten an, wo die Königin ihre Gäste mit freundlichen Worten verabschiedete, in ihren Herzen die Erinnerung an einen schönen Tag und an die Huld der edlen Fürstin zurücklassend.

Während des Feldzuges gegen Dänemark 1864 lernte das Regiment in noch höherem Grade die Wohlthat schätzen, welche ihm durch die Verleihung seines hohen Chefs widerfahren war. Die Königin empfing ausführlichen Bericht über alle Begebenheiten, Märsche und Gefechte, an denen das Regiment Theil genommen hatte und bezeugte ihm ihr lebhaftes Interesse an allen Vorgängen. Sie sorgte für die Bedürfnisse des Soldaten im Felde z. B. durch die Sendung von warmen Kleidungsstücken während des Winter-Feldzuges, von Cigaretten u. s. w. Am lebendigsten bethätigte sich ihre Theilnahme durch die Fürsorge für die Verwundeten, damit diese in den Lazarethen die geeignete Pflege fanden. Sie sandte den Angehörigen der Gefallenen huldvolle Trostorte und, wo es nöthig war, reiche Unterstützungen. Die Krieger aber erfüllten freudiger ihre Pflicht im Kampfe, in dem Bewußtsein, daß dabei ein edles Frauenherz zu Gott um Sieg für die Waffen stehe, die sie für des Königs Ruhm und des Vaterlandes Ehre führten.

Die Kriege von 1866 und 1870/71 eröffneten der hohen Frau einen noch größeren Wirkungskreis zur Bewährung ihrer landesmütterlichen Fürsorge im Allgemeinen, wie ihre Theilnahme für das Regiment insbesondere. Sie hat sich damals ein unvergängliches Andenken in den dankbaren Herzen ihrer Untergebenen gesetzt. Vieles hat sich seit jener Zeit um die Königin geändert, was aber unverändert und unveränderlich ihr eigen geblieben ist auf den Sonnenhöhen des Lebens, wie jetzt in der stillen Einsamkeit der trauernden kaiserlichen Witwe und Mutter, das ist die treue Ergebenheit und Anhänglichkeit des Regiments in allen seinen Gliedern für seinen erhabenen Chef, die Kaiserin und Königin Augusta.

Nachdruck verboten.

Hans und Hilda.

Eine Kindergeschichte von Georg Böttcher.



Hans war ein kleiner, wilder, trostiger Junge, vier Jahre alt, aber nur zwei Fuß hoch, hatte einen dicken Kopf und warf die Beine wie ein Laufkäferchen. Wenn er eine Treppe hinabjagte, so kam er gewöhnlich noch eher hinunter, als er wollte: die letzten drei Stufen purzelte er gewiß jedes Mal hinab, mitunter aber auch die ganze Treppe. Artig konnte man ihn nicht nennen: er schrie oft entsetzlich und kniff und knuffte alle Kinder, die sich dies gefallen ließen. Wenn er Kirichen ah, so war Jehu gegen Eins zu weiten, daß er

sich von oben bis unten roth betüncht, alle Kerne verschluckt und den Nachbarsleuten seine blaue Junge herausstreckte. Als er aber Blaubeeren, so sah er wie ein lebhafter kleiner Teufel aus und wurde allem Weißgewaschenen höchst gefährlich. Süßbisse bunte Bilder, wie sie artige Kinder sauber in Bücher zu lesen pflegen, zerriß er sehr gern in kleine Schnitzel und streute diese in der Stube umher. Belam er dann Prügel, so zog er die Augenbrauen finster zusammen und weinte erst, wenn es sehr weh that. Dann aber schrie er, daß man's über drei Häuser höre.

Hans hatte ein Schwesterchen, die war ein Jahr älter wie er. Sie trug lange, blonde Haare und war sehr sanft und gutmüthig. Alle Hunde hatte sie lieb und wollte sie streicheln; sie nannte sie Alle „kleine niedliche Hündchen“, sie mochten so groß sein, wie sie wollten. Und wenn Hans sie gezwidert oder ihr das Butterbrod weggegeben hatte (was sehr oft vorkam) und alsdann geprügelt worden war, so streichelte sie mitleidig seinen dicken, kurzgehorenen Kopf, wobei er sie finster und verdrossen anblickte. Hilda, so hieß das Schwesterchen, war sehr zärtlich zu Hans und küßte und herzte ihn, wo sie konnte. Hans aber machte sich nichts daraus und wollte es gar nicht leiden. Als sie ihm einst einen recht herzhaften Kuß gegeben, daß es knallte, und Hans, dem nur das Knallen dabei gefallen hatte, sie wohl sechsmal auf diese Weise wiederküßte, umschlang sie ihn zärtlich mit beiden Armen und fragte glücklich-erstaunt: „Du leidst mich wohl, Hanschen?“ Aber Hans schrie: „Ich leide dich nicht!“ und rannte davon. Hilda behielt ihn trotzdem so lieb wie zuvor und nannte ihn nur: „mein gutes, liebes Brüderchen“.

Hans und Hilda spielten oft im Walde, der dicht am Hause ihrer Eltern lag. Im Walde war es prächtig, besonders an Sommermorgen, wenn die Sonnenstrahlen durch die Zweige blühten und hier und da einen Farnwedel streiften, daß er wie grünes Gold leuchtete. Es duftete so würzig nach Harz und Früchten-Nadeln, der Waldbach rieselte und rauschte, kleine gelbbraune Schmetterlinge flatterten über das Heidelbeer-Gestrüpp, und die Vögel zirpten und tirsirten. Erquickend kühl war es im Walde, und die Kinder rannten die tiefe Schlucht hinab, jagten Schmetterlinge und ruhten, Athem schöpfend, auf dem sammetweichen Moose des Waldbodens.

Die Schlucht war an manchen Stellen ziemlich steil, und einmal war Hans an einer solchen Stelle ausgeglitten und sah in die Tiefe gerutscht. Ein Wurzelzweig, an dem sein Kleidchen hängen blieb, hemmte den Sturz, der leicht hätte gefährlich werden können; aber da es hier unten sehr dunkel war und Hans sich von dem Zweige nicht loszumachen vermochte, so schrie er ganz fürchterlich. Hilda war daraufhin, obwohl sie große Furcht empfand, Schritt für Schritt zu ihm hinabgeklüffert und hatte ihn befreit. Als sie ihn aber in ihrer Freude zärtlich geküßt und gefragt hatte: „Leidst du mich nun, Hanschen?“ — schrie er wieder: „Ich leide dich nicht!“ obwohl ihm noch die Thränen in den Augen standen und er zuletzt sehr ängstlich geworden war.

Da kam ein Abend, an dem die Kinder am kleinen Waldsee spielten und Hilda eine blaue Blume fand, die Hans gern haben wollte. Hilda gab sie ihm gleich, aber nun wollte Hans, daß Hilda die Blume wiedernehmen solle. Hilda bat, Hans möge sie behalten, doch dieser strampelte mit Händen und Füßen und wollte Hilda schließlich die Blume mit Gewalt aufdrängen. Hilda rannte lachend davon, Hans ihr nach. Um den See herum, hart am Rande desselben, ging die Jagd. Plötzlich strauchelte Hilda, rollte die steile Böschung hinab und fiel in den See.

Hans lachte erst wie toll über den Spass. Als er aber Hilda, die mit ihrem weißen Kleidchen zwar auf der Oberfläche blieb, aber weiter und weiter in die Mitte des Sees getrieben wurde, jämmerlich schreien hörte, fing er auch an zu weinen und endlich brüllte er ganz gewaltig. Das war in diesem Falle freilich sehr gut. Denn auf sein Gebrahl kamen der Vater und ein Knecht herbeigelaufen und holten Hilda aus dem Wasser heraus. Aber sie schrie und zappelte nicht mehr, sondern war sehr ruhig, nur ein wenig blaß und die Augen hatten etwas Starres.

Und dann sah Hans, wie der Vater sie auf die Schulter nahm und blisschnell auf das Haus zu lief, und da der Knecht ein Gleiches that, so eilte auch Hans hinterdrein. Und dann sah er die Mutter aus dem Hause stürzen und mit einem furchtbaren Schrei in die Kniee sinken. Nun wurde nach dem Arzt gerufen, Alles lief durch einander, und Hans ward in's Bett gesteckt, wo er noch lange nicht schlafen konnte. In der Nacht erwachte er, weil ihn Jemand küßte. Es war die Mutter. Sie lachte und weinte und flüsterte: „Hilda lebt!“ Und Hans schluchzte jämmerlich. Am Morgen fand ihn die Mutter an Hilda's Bettchen. Er hielt sie mit dem Armchen umklammert und küßte und drückte sie, bis sie die Augen aufschlug. Rosig und munter blickte sie um sich und flachte vor Freude in die Hände, als sie Hans so zärtlich sah. Hans aber weinte und schluchzte: „Ich leide dich, Hilda, ich leide dich!“ und immer wieder rief er es und wollte sich gar nicht beruhigen lassen.

Nachdruck verboten.

Sprichwörter und Volks-Charaktere.

Von Ottomar Beta.

Es ist bekannt, daß die deutschen Sprichwörter, obwohl in denselben vielfach echt talmudisch tiefe Weisheit sich verkörpert, dennoch zum großen Theile nicht auf der Höhe der Zeit stehen. Eine gewaltige Umwandlung im deutschen Volks-Charakter bereitet sich vor. Die rein persönliche oder eng particularistische Auffassung von Wohl-ergehen und Wohlfahrt, zu welcher die Urzeit uns erzog und in welcher das Mittelalter uns erhielt, ist im Schwinden begriffen. Man beginnt einzusehen, daß ein erhöhtes materielles Leben auch die Gegensätze mildert, und daß Jeder im Wohle des Nächsten, des Nachbarn, der Gesamtheit sein eigenes zu finden und zu suchen angehalten ist, falls die Nation sich nicht abermals in Atome auflösen soll.

Einstweilen deuten die deutschen Sprichwörter noch immer mit fast angsterregender Bestimmtheit auf das Ueberwiegen engherziger Erwägungen. Und es ist uns aufgefallen, daß der in dieser Form kleiner Münze umlaufende Weisheitsschatz anderer Nationen fast durchweg bereits eine weitergehende Befreiung aus lediglich selbstischen Rücksichten bekundet.

Namentlich sind in erster Linie die englischen proverbs von einer gewissen Großherzigkeit, welche diesem „plebeian“ Volke alle Ehre macht. Allerdings meint der britische Knigge, Lord

Chesterfield: „Der Gebildete wird sich des Gebrauches von Sprichwörtern enthalten, sie sind vulgär“, und es ist ein fast deprimirender Zug, daß viele charakterlose Leute statt eigenen Meinungen in der Unterhaltung Worte zu verleihen, in so weitgehendem Maße sich gleichsam hinter den zahllosen Gemeinplätzen vertrieben, welche der Sprichwörterchatz ihres Volkes ihnen bietet. Darin sind namentlich die Russen geradezu hinreißend naiv. Aber wir wollen erstens den Gebrauch solcher Gemeinplätze auch unsererseits nicht empfehlen, und zweitens hieße es wohl den Werth der Sprichwörter als Ausdruck des Volksgemüthes unterschätzen, wenn man sie völlig verpönte. Man möchte im Gegentheil sagen, daß in neuerer Zeit aus tausend Ursachen der Gebrauch der Sprichwörter wieder in Aufnahme gelangt. Wenigstens sehen wir einige derselben jetzt sogar auf dem Theaterzettel als Titel ihre Apotheose feiern. Und sie gleichen darin der Minerva des Praxiteles: zu ebener Erde erheben sie groß und verzerrt, aber auf hoher Säule war sie das Erhabenste, was die Augen der Menschen je gesehen. Sprichwörter sind Denkmäler uralter Gesinnung und nationalen Geisteslebens. Sie entstammen einer Zeit, zu der es noch keine Zeitungen und Bücher gab. Die „Edda“, die Sprache der Odin-Anbeter, ist voll von ihnen. Die „Refraanes que dicen las viejas tras el fuego“, die „Weisheit alter Weiber am Herd“ der Spanier bewegt sich in einem Idiom, welches heutzutage Gebrauch ist, zum Zeichen ihrer Ehrwürdigkeit.

Die Sprichwörter beruhen auf ungeschriebenen Ueberlieferungen; es sind Handgepinnnte aus den Tagen der Spindel und des Rodens. Dies mag also dem Kurzsinne mehrerer derselben zur Entschuldigung dienen. Andererseits giebt es deren viele von großartiger poetischer Schönheit und von einer schlagenden Bracht allweltlicher und allzeitlicher Gültigkeit.

Am meisten hat mir stets das englische Wort gefallen: „There is never a cloud without a silver line“ — „keine Wolke ohne Silberrand“. Das heißt also: Es giebt kein Unglück oder Ungemach, das nicht, zuversichtlich betrachtet, Anlaß gäbe zu Hoffnungen und Tröstungen. Ein großes Unglück für den Tag ist oft ein großes Glück für's Leben.

Es spricht sich hierin ein so gutes Theil der englischen Unverzagtigkeit aus, und es ist so schön in seiner visionären Erhabenheit, daß es mir wie der Diamant unter den Edelsteinen erscheint. Unwillkürlich lenkt man, dessen gedenkend, den Blick nach oben, himmelwärts. Das englische Volk ist ein optimistisches — und wahrlich, es hat bewiesen, daß man in dieser Lebensauffassung am weitesten kommt.

Den geraden Gegensatz hierzu bilden die Russen. Sie haben ja auch manchen Grund dazu, pessimistisch zu sein, in's Binnenland gestellt, wie sie sind, zwischen die Culturen der Indo-Germanen und Ost-Asiaten. Wie viel Energie verfliegt auf ihren endlosen Steppen! „Alles“, sagen sie, „ist Demjenigen bitter, der Galle im Munde hat.“ Auch: „Schließ dem Teufel die Thür, er kommt durch's Fenster.“ Ferner: „Geht Du aus, so bete einmal, geht Du zur See, bete zweimal, geht Du zum Traualtar, dann bete dreimal.“ Sie betheiligen sich deshalb auf Schritt und Tritt, immer in der Meinung, daß es ein Unglück geben müsse. Selbst gegen die Einladung zum Gastmahl haben sie eine Abwehr: „Der Wolf lud die Fiege zu Gast, — sie dankte.“

Rehlich nehmthig sprechen sich die von Natur so bereckten, geschwätzigen Spanier aus: „Con el rey y la inquisicion, chiton.“ „Schweige vor'm König und der Inquisition.“ Das ist eines ihrer gebräuchlichsten Worte. Auch sagen sie: „Lo que no lleva Christo, lleva el fisco.“ „Was die Kirche nicht mag, nimmt der Fiskus.“ Oder: „Va el rey hasta do puede, y no hasta do quiere.“ Das heißt: „Nicht nur so weit er Lust hat, sondern so weit wie er irgend kann, geht der Herrscher.“

Ganz auf persönliche Interessen verdrichtet scheint die Volksweisheit der Italiener; Alles scheint cynisch und selbstisch, aber auch politisch und von Menschenkenntniß strotzend; seine Anschauungen sind denen der gleichfalls particularistisch zerrissenen Deutschen sehr ähnlich. „Chi serve in corte, muore sul pagliato.“ „Wer bei Hof dient, stirbt auf dem Stroh.“ Es entspricht in unserm: „Mit großen Herren ist schlecht Kirichen essen.“ Höchst vielfachend ist: „Guardati d'aetto da vin dolce.“ „Hüte Dich vor dem Esfig, der vom süßen Wein kommt, also vor dem Haß ehemaliger Freunde oder Geliebten.“

Wie die Frauen der alten Zeit, und vielleicht auch der neuen, die Hauptträger und Ueberlieferer der im Sprichwörterchatz enthaltenen Volksweisheit waren, so, umgekehrt, beziehen sich auch wieder, vielleicht die Mehrzahl dieser Sprichwörter, auf die Frauen. Und wie die Frauen, nach Riehl's Meinung, das conservativere Geschlecht sind, so ist dieser besonderen Kategorie der Sprichwörter auch die allfränkische Physiognomie des Volks-Charakters vornehmlich deutlich aufgeprägt. Wie charakteristisch für die Russen ist z. B. folgendes: „Liebe Dein Weib wie Deine Seele, aber klopfe es wie Deinen Fels.“ Und dem entgegen mit echt westeuropäischem Gepräge: „Femme le veult, Dieu le veult.“ „Frauenwille ist Gotteswille“; oder das englische: „A man without a wife is like a dog without a master.“ „Mann ohne Weib ist wie ein Hund ohne Herrn“. Der heißblütige Spanier sagt: „Das Salz, das Weib, die Lanze muß man stets zur Hand haben“, oder in der Original-Sprache: „La muger y la salza a la mano de la lanza“. Ein anderes spanisches Sprichwort dieser Art citirt Turgenjew: „Guerra, gasa y amores, por un placer mil dolores.“ Das heißt: „Bei Krieg und Jagd und Liebe, ein Streicheln und tausend Hiebe“.

Auch der Italiener fühlt in Liebesachen vor allen Dingen den Sachel: „Chi ha l'amor nel petto, ha lo sprone a i fianchi.“ „Wer die Liebe in der Brust trägt, hat den Sporn in der Flanke“.

Er zielt damit auf die Eifersucht hin, während der Deutsche, der nothgedrungen von sehr wirtschaftlicher Denkungsart ist, in diesem Sporn eher die Sorge um das Dach verstehen würde, unter welchem er sich mit der Geliebten häuslich einzurichten bestrebt ist. Diese vornehmste Sorge, zugleich die häusliche Sinnesart im Allgemeinen, welche dem Briten eigen-thümlich ist, prägt sich in dem uralten Worte aus, welches die bedächtigen Großmütter der käsebereitenden Stadt Chester der Welt erhalten haben: „Better woe over the mixon, than over the moor“. Die Bezeichnung „mixon“ ist so wenig modern, daß man davon absehen muß, sie zu überlesen; es bedeutet: „Freie aus der Freundschaft, nicht aus der Fremde“, oder wörtlicher: „Besser auf dem Hofe gefreit, als im Morast“. Für den Häuslichkeitsinn jener Inselaner zeugt auch: „Charity begins at home“, die Wohlthätigkeit beginnt im eigenen Hause“, wofür der Deutsche etwa sagt: „Das Heud ist mir näher als der Rod“. Das ist bildlicher aber auch ein Zeichen dafür, daß der Deutsche mehr als der Briten der Behabigkeit

entbehrt. Ganz im Sinne solcher Hochschätzung sagt indessen der Deutsche: „Wer wohnt in anderer Leute Häuser, ist ärmer als ein Karthäuser“, oder: „Klein, aber mein“, wenn beide Redensarten auch nicht hinanreichen an das majestätische: „My house is my castle“.

In noch höherem Grade emancipirt sich der Italiener von Haus und Hof. Er sagt: „Accomodate lo bisaccio nella strada.“ Er ist mehr bei seinem Mantelher, als bei Weib und Kind, und von diesem Letzteren sich eiligst losreißend, meint er also: „Laßt uns die Last unterwegs zurechtücken“. Auch sagt man ihm nach, daß er ein großer „Süßholzrasppler“ wäre. Nach dem alten Brauche, daß man die Thür seiner Geliebten mit Raien schmückt, hat er einen Raienzweig für jede Thür: „Appicare il Maio ad ogn' uscio“.

Anderer der trodene und beständige Sobu der Wüste, der Arabia petra: „Ein Weib, ein Rod, ein Pferd, ein Schwert“, lautet seine Lösung.

Als höchst bezeichnend für die Auffassung der Herzens-Verhältnisse bei den Franzosen, gegenüber den Deutschen, mag die Art ihrer Liebesbetheuerungen gelten. Der metaphysische Germane gelobt Treue „bis über's Grab“ oder „bis in den Tod“, der Franzose nur „jusqu' à la mort“. Zwischen „bis in“ und „bis an“ liegt ein Ocean von Gemüthsstiefe.

Auch in Betreff ihrer Schätzung der Zeit unterscheiden sich die Völker.

Das sehr beachtenswerthe „Morgen, morgen, nur nicht heute, sagen alle faulen Leute“, hat ein Gegenstück schon in dem altgriechischen „Geschäfte morgen“. So bezeichnete Plutarch einst sich selbst, indem er darauf hinwies, daß er Alles verlor, weil er einen Tag verlor. Und der Engländer hat den Werth der Zeit noch prägnanter ausgedrückt. Er sagt: „Time is money“. Anders der fatalistische Orientale: „Haste nicht, Du holst das Unglück doch noch ein“. Das oben citirte „Accomodate nella strada“ ist in dieser Hinsicht für den Italiener so charakteristisch, wie das kosmopolitisch gültige „Rom ist nicht an einem Tage erbaut“, oder unser „Eile mit Weile“ und „Wer nicht rastet und ruht, thut in die Länge nicht gut“.

Ein durchaus japanisches Gesicht trägt: „Den Nebel vertreibt man nicht mit dem Fächer.“ Das heißt ebenso echt deutsch etwa: „Auf groben Klotz ein grober Keil“.

Der Burgunder muß ein großer Gourmand sein. Ihm gilt „ein guter Happen besser als ein bunter Lappen“: „Mieux vaut bon repas que bel habit“. — das gerade Gegentheil von unserm „Wohlgeschmack bringt Bettelrad“, oder „Man sieht Einem auf den Rod, aber nicht in den Magen“.

Unzählig sind die Sprichwörter, welche zur Bedächtigkeit mahnen, und besonders die deutschheimathlichen dieser Richtung. Das „Bleib' daheim und nähere Dich redlich“ z. B. ist unserer Ansicht nach ganz besonders vorurtheilsvoll und antiquirt. „Es hat kein Volk so viel Weisheit“, sagt Willibald Alexis in „Die Hosen des Herrn von Bredow“, „als das deutsche, wo es gilt, daß es beim Alten bleiben soll. Käme es auf die Sprichwörter an, so sähen wir noch „in den Wäldern und äßen Eicheln“.

In der That sind aber die Sprichwörter, nicht gerade zum geringsten Theile, mehr Faum und Jügel, um die angeborenen Triebe des Volkes so bändigen, als ein Ausdruck seines Charakters. Dieser spiegelt sich vielmehr nur darin, und so kommt es, daß die Sprichwörter-Weisheit uns oft ein geradezu umgekehrtes Bild der Volksseele gewährt. Ganz richtig bezeichnet auch der Spanier sie daher als „refraanes que dicen las viejas“. Welches Volk neigt so sehr zum Wandern, wie das deutsche, — auch zum Auswandern? Engländer, Spanier, Italiener, Franzosen, Russen, Alle lieben es, ihr Glück in der Fremde zu suchen, denn wer da sucht, der wird finden, aber sie kehren wieder heim; der Deutsche dagegen siedelt sich mit Vorliebe in der Fremde an und singt lateinisch nach Art der fahrenden Schüler: „Ubi bene ibi patria“.

In einer Hinsicht muß man die Mahnung zu Vorsicht und Bedächtigkeit als in hohem Grade berechtigt gelten lassen, wenn es nämlich heißt: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold“, oder „Klugheit ohne Erfahrung ist Maulwitz“, oder, wie Jesus Sirach sagt: „Ein geschwätzig Weib ist wie ein handiger Weg“, oder wie der Italiener es ausdrückt: „Chi parla semina, chi tace raccoglie“, „wer redet, der säet, wer schweigt, der erntet“. Der Franzose besitzt das folgende schöne Wort: „Tel coup de langue est pire qu'un coup de lance“, „die Zunge verlegt mehr als die Lanze“. Gewiß, gewiß! Aber man sollte in der Beobachtung dieser Lebensregeln nicht zu weit gehen. „Keine Antwort ist auch eine Antwort“. Auch das Schweigen kann verkehren. „Ein gutes Wort dagegen findet eine gute Statt“, und sagt der resolute Engländer, der bekanntlich auch mitunter die Sprache der ungebrauchten Maße nicht spart: „The calmest husbands make the stormiest wives“. Das heißt: „Stille Männer machen stürmische Weiber“. Es gilt vom „rechten Wort zur rechten Zeit“ dasselbe, wie vom Nadelstich: „A stitch in time saves nine“. Das heißt: „Ein Stich zur rechten Zeit spart Dir ein neues Kleid“.

Nachdruck verboten.

Aus der Petersburger Gesellschaft.

Petersburg, im December 1888.

Das eigentliche Leben in der großen Gesellschaft hat noch nicht begonnen und wird auch nicht eher seinen Anfang nehmen, bis der Hof nach Petersburg kommt. Es scheint auch von Jahr zu Jahr eine immer größere Ueberfälligkeit an gesellschaftlichen Freuden einzutreten, und die Veranstalter all' der verschiedenen Zauberspiele, die wir hier alljährlich im Verlaufe des Winters zu sehen bekommen, betrachten dieselben mehr als eine mit ihrer Stellung verknüpfte Pflicht, denn als ein Vergnügen, und ganz das gleiche Gefühl herrscht bei der Mehrzahl der Geladenen, Herren wie Damen, vor. Die Meisten, Familien wie Einzelstehende, setzen über die Einförmigkeit und Langweiligkeit der großen Feste, über die mit denselben verknüpften Kosten und Unbequemlichkeiten; sie wären glücklich, wenn dieser oder jener Ball nicht stattfände und sie ruhig im engsten Familienkreise zu Hause bleiben könnten. Aber sie würden sehr ungehalten und verstimmt sein, wären sie bei irgend einer Einladung in ein vornehmes Haus übergegangen worden. Ganz besonders machen sich diese Verhältnisse bei den Einladungen zum kaiserlichen Hofe bemerkbar; wer irgend das Recht hat, eine solche zu beanspruchen, drängt sich zu den Vorstellungen, nur um nicht den Glauben aufkommen zu lassen, daß er oder sie zu den übergangenen Persönlichkeiten gehören. Es ist ja sehr begreiflich, daß in den höheren Kreisen verkehrende

Herren wie Damen den Wunsch haben, einmal die wirklich einzig glänzenden russischen Hoffeste mitzumachen, besonders junge Frauen und junge Mädchen, die hoffen können, dort gefeiert zu werden. Aber gerade an solchen mangelt es. Der Stamm, die bei Weitem große Mehrzahl der weiblichen Erscheinungen, ist seit über einem Jahrzehnt immer die nämliche alte Garde. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß wohl kein anderer europäischer Hof so glänzende Feste giebt, wie der russische. Andererseits aber findet man wohl an keinem anderen Hofe in der Frauen- und Mädchenwelt, im Verhältnis der großen Zahl der Geladenen, so wenige hübsche Erscheinungen, wie am russischen. Um so mehr fällt daher die kaiserliche Familie auf, die in ihren männlichen wie weiblichen Vertretern fast ausnahmslos vornehme, schöne und liebliche Erscheinungen zeigt.

Die allgemeine Unlust an größeren Festlichkeiten liegt an den hiesigen Verhältnissen, die ein so harmloses Vergnügen sind, wie man es in den ersten Gesellschaftskreisen Deutschlands findet, nicht kennt. Man besucht die Gesellschaften nicht mit dem Vorworte, selbst etwas zur Unterhaltung beizutragen, sondern will unterhalten sein, und gelingt dies den Wirthen nach Meinung der Gäste nicht recht, so äußert man sich unzufrieden über den langweiligen Abend. Im Allgemeinen kann man wohl annehmen, daß Jeder, der über eine langweilige Gesellschaft sich aufhält oder spottet, sein reichliches Theil Mitschuld trägt, denn eine kluge Persönlichkeit wird bei gutem Willen stets mit anderen Gästen, selbst wenn sie ihr ganz unbekannt sind, ein schließlich anregendes Gespräch zu Stande bringen können. Da aber, namentlich hier, die wenigsten Menschen sich Mühe geben, ihr Scherzlein zur Unterhaltung beizutragen, die Wirthe aber, mögen sie noch so geistreich sein und den besten Willen haben, unmöglich die ganze Gesellschaft unterhalten können, so wird zu allerhand die Festlichkeiten überaus vertheuernden Auskunftsmittelein gegriffen. Da werden berühmte Künstler und Künstlerinnen geladen oder die in Petersburg unvermeidlichen Zigeunertruppen, oder es wird in der Ausschmückung der Räume die größte Verschwendung getrieben, oder, was schließlich das Widerlichste, man sucht einen Trumpf darin, die theuersten, nicht zeitgemäßen Speisen aufzutragen. Gewisse, von der ersten Gesellschaft besuchte Häuser halten sich nur durch solche Mittel. Da ist z. B. ein Herr N.-M., den vor wenigen Jahren noch Niemand kannte, und der, nachdem ihm, bereits in höherem Alter, eine reiche Erbschaft zugefallen, in Begleitung zweier unschöner, alter Schwestern hierherkam, mit dem festen Vorworte, ein großes Haus zu machen und die erste Gesellschaft bei sich zu haben. Alle die vorgenannten geselligen Mittel wandte er in ausgiebigster Weise an, ließ seine Räume durch die ersten Künstler Petersburgs ausschmücken, beorderte zu seinen Ballen ein Musik-Chor aus Warschau, weil es hieß, daß dieses die Majorka besser spiele als die Petersburger Kapellen, trieb in jeder Beziehung einen ganz unerhörten Luxus und lud anfänglich jeden Menschen von irgendwie Namen und Stellung ein, der ihm die Ehre erwies, seine Karte dort abzugeben. Natürlich fehlte es auch nicht an eingeladenen Zeitungs-Verichterstattern, und bald sprach alle Welt von den N.-M. 'schen Festen, wobei es auch an Spott nicht fehlte über die Art, in der er, wie die beiden älteren Kräulein, die Gäste empfangen. Jetzt verkehrt dort das diplomatische Corps und die gesammte erste Gesellschaft, selbst einige der jüngeren Großfürsten sind schon dort gewesen; Herr N.-M. ist nunmehr kaiserlicher Kammerherr und sehr wählerlich in seinen Einladungen. Da nun, wie obiges Beispiel und viele andere zeigen, große Gesellschaften durch die zur Unterhaltung notwendigen Reizmittel sehr viel Geld kosten, so entsteht das an und für sich unnatürliche Verhältniß, daß im Ganzen nur wenige Häuser sind, die größere Feste geben, aber sehr viele vornehme Familien, die nur immer überall eingeladen werden, ohne wieder zu laden, weil ihre Mittel solche Feste nicht erlauben. Vielen aber ist eine solche einseitige Geselligkeit nicht angenehm, und sie halten sich daher zum Schaden des großen Ganzen zurück, denn gerade unter Solchen findet man oft Persönlichkeiten, die der ersten Gesellschaft zum Schmutz und zur Belegung dienen würden. Für junge Mädchen ist die erste Gesellschaft Petersburgs das allerungeeignetste Feld; schon früher erwähnte ich an dieser Stelle jener Mängel ihrer Erziehung, die, was gesellschaftliches Formenwesen, Sprachkenntniß u. dergl. betrifft, ja vortrefflich ist, aber das Herz und den Sinn für ein unter Umständen auch einfaches, harmloses Leben durchaus nicht ausbildet. Daher entschließen sich selbst reiche Freier nur selten zur Heirath und finden es weit bequemer, jungen Frauen den Hof zu machen, als irgend einem, wenn auch hübschen, doch sehr anspruchsvollen und verzogenen jungen Mädchen, dem gegenüber man jedes Wort auf i' Wagschale legen muß, weil immer eine zum Segnen bereite Mutter hinter ihr steht. Nirgends wohl bleiben in der ersten Gesellschaft so viele Mädchen sitzen als hier; wie schon früher erwähnt, hatte vor zwei bis drei Jahren eine augenscheinlich die Statistik liebende Dame hundertsechzig jüngere und ältere „ledige junge Mädchen“ in der ausschließlich ersten Gesellschaft berechnet; inzwischen sind viele dazu gekommen und wenige abgegangen.

In diesem Jahre wird es voraussichtlich auch nicht viel besser werden, denn der früh eintretenden Fasten wegen wird die, mit der Anwesenheit des Kaiserpaars verbundene, eigentliche große Gesellschaftszeit nur wenige Wochen währen. Das Kaiserpaar verbleibt aber noch in dem einsamen Gaischina und kommt erst zum neuen Jahre nach der Hauptstadt. Dem Jaren, wie dessen Gemahlin mag nach den langen, mit großen gesellschaftlichen Anstrengungen verknüpften Reisen im Südwesten des Reiches und im Kaukasus, namentlich aber nach dem Eisenbahn-Unglück bei Borki, wo sie mit ihren Kindern nur durch ein Wunder Gottes gerettet wurden, die Ruhe in Gaischina im Kreise der Familie und der vertrauesten Persönlichkeiten, geistig sehr wohl thun. Die durch jenen schrecklichen Unfall hervorgerufene Nervenerkrankung ist nicht ohne Folgen für Kaiser Alexander III. geblieben, wie wohl sehr begreiflich ist. Es genügt, sich die an Ort und Stelle aufgenommenen Photographien des Juges und des völlig zertrümmerten kaiserlichen Speisewagens anzusehen, um sich zu sagen, daß nur durch ein Wunder auch nur einer der im Wagen Befindlichen mit dem Leben davon kommen konnte, und daß nicht der gesammte Stamm des jetzt regierenden Jaren mit einem einzigen Schläge vernichtet wurde. Bis heute kann der Kaiser die Erinnerungen an jene schrecklichen Augenblicke nicht los werden; sie verfolgen ihn unablässig, und in edler, echt menschlicher Regung ist es der Gedanke an die vielen Opfer, welcher ihm nicht aus dem Sinne geht. Kaiser Alexander ist selbst ein zu guter Familienvater, um oberflächlich über das gestörte Familienglück so vieler Angehöriger der bei dem Ereigniß Ungekommenen zu stehen; er weiß, daß die Wunde unheilbar, wenn auch noch so reichlich für die Hinterbliebenen

gepflegt ist. Er war ja von jeher eine ernst angelegte Natur, und selten konnte man ihn, wenn er sich öffentlich zeigte, heiter sehen; doch war er es im vertrauten Familienkreise, wo allein er sich ja eigentlich nur wohl fühlt. Jetzt soll aber auch diese Heiterkeit geschwunden sein und er sich sogar den Seinigen gegenüber verschlossen und oft mißgestimmt zeigen. Bezüglich der Stellung des Kaisers zu seinem Lande ist der Unfall, so sonderbar es auch klingen mag, von den legendärsten Folgen gewesen. Der Zar sowohl wie die Kaiserin zeigten sich unmittelbar nach dem Schrecken, indem sie, selbst mit Hand anlegend, den Verwundeten Hülfe und Trost brachten, sowie später bei anderen auf den Unglücksfall Bezug habenden Gelegenheiten von der besten menschlichen Seite. Der Presse war nicht, wie sonst üblich, der Mund verboten, und es konnte über den Kaiser und dessen Familie gedruckt werden, was man wollte. Dadurch hat er im Lande mehr an Volksthümlichkeit und Liebe gewonnen, als durch die wohlwollendsten Handlungen seiner gesammten Regierung. Auch von der religiösen Seite kam ihm der Unglücksfall zu Nutzen, denn das russische Volk sieht nun in dem so wunderbar Erhaltenen den Geliebten des Herrn.

An der Unglücksstätte soll betanulich eine Kirche errichtet werden, die, wie alle Anzeichen beweisen, ein besuchter Wallfahrtsort werden wird: aus allen Theilen des weiten Reiches gelangen Spenden für diese Kirche hierher, aus allen Schichten des Volkes stammend.

Kaiserin Maria Fedorowna, die von den, übrigens nur leichten, bei jener Gelegenheit erhaltenen Verletzungen völlig wieder hergestellt, hat mit der, der weiblichen Natur angeborenen Biegung, die Folgen des Unfalles besser ertragen, als der Kaiser, aber ohne Spuren ist er auch an ihr nicht vorüber gegangen. Alle, die sie in der letzten Zeit öfters zu sehen Gelegenheit hatten, finden, daß ihr ein bisher völlig fremder, schwermüthiger Zug anhaftet. Während sie sonst durch die Lieblichkeit ihres Grusses Alle bezauberte, erscheint jetzt das freundliche Lächeln auf ihren Zügen etwas gezwungen. Man ist in Petersburg bereits sehr gespannt, wie sich in diesem Winter das Kaiserpaar zur Geselligkeit stellen wird, und Manche meinen, der Winter würde sehr still werden. Jedenfalls ist aber gefordert, daß der Beginn der Fastenzeit reichen Genuß bieten wird durch die nunmehr geicherte Ausführung des Ringes der Nibelungen. Der Andrang zur Unterdrift für die Vorstellungen war großartiger, als Petersburg je erlebt; wie es heißt sind bereits alle Logen und Plätze vergeben, sodas die Vorstellungen vor ausverkauftem Hause vor sich gehen werden.

Eine andere Frage ist die, ob die Wagner'sche Musik, die sich doch sehr in die Länge ziehenden Vorstellungen, nach dem Geschmade der Petersburger sein werden. Jedenfalls kann man dem bevorstehenden Erfolge echt deutscher Kunst mit großer Spannung entgegen sehen.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

An schon' Gruah! Von Gustav Zippert. Siehe das Bild, Seite 9. — Geburtstag im Hause, — vielleicht auch Hochzeit, oder am Ende gar Kindtaufe! Das schlichte, aus allerhand bunten Feldblumen zusammengelegte Straußlein in der Hand der Kleinen deutet jedenfalls auf ein frohes und festliches Ereigniß hin. Großmutter ist mit dem Entelchen aus dem Nachbarort herübergepilgert; sie hat den für ihr Alter immerhin weiten und beschwerlichen Weg nicht gescheut. — Großmütterlein ist ja auch noch rüstig und bedarf als einzige Stütze nur des großen rothen Regenschirmes, der noch ein Erbstück ist vom Urogroßvater selig. Den Korb haben Mütterchen und Entelkind abwechselnd getragen, — die kleine Anneliese war ganz glücklich darüber, der Greisin die schwere Bürde, die allerlei kleine Geschenke beherbergt, zeitweilig abnehmen zu können. Nun sind sie am Ziele. Großmütterlein ist eine frohmüthige Natur und liebt ein wenig die Rederei. „Geh' Du 'erst 'nei, Annelies',“ sagt sie zu der Kleinen, „bestell' der Mutter' an schon' Gruah' und sag', 's wartet noch 'n Jemand hiar draußen vor die Thür!“ Annelieschen ist schlüchtern; sie guckt erst auf ihren Blumenstrauch und dann auf den Spiz, der an der Hausthür Wache hält, und dann wiederholt sie noch drei Mal hinter einander, um es ja nicht zu verpassen: „An schon' Gruah', — an schon' Gruah', — an schon' Gruah! Großmutterlein, — nu' werd' ich's schon behalten!“

Dem Leben wiederzukehrt. Von Max Schneid. Siehe das Bild, Seite 12. — Das war ein heißer Sommertag! Wie ein empörtes Meer wogte der Kampf von hüben und drüben, jeder Zoll Erde wurde mit Blut getränkt und mancher Mutter Sohn mußte sterben, ehe der Sieg entschieden war. Auch der junge Kavallerie-Offizier, der so todesmüthig und so lebensfreudig in den Kampf geritten war, gehörte zu denen, welche das Schlachtfeld bedeckten, — zum Tode verurtheilt. Diese schreckliche Nacht unter Tobten, Sterbenden und Verwundeten, — ihm endlos erscheinend, bis Bewußtlosigkeit endlich wohlthätig seine Sinne umfing! Eine kurze Nidderzeit zum Leben und zu neuer Hoffnung, als die Morgen-sonne alle Schreden des Schlachtfeldes enthielt und gleichzeitig die Samariter nahten, der Arzt mit der Sanitäts-Colonne, und die frommen Frauen vom heiligen Herzen Jesu. Der Arzt hat wenig Hoffnung für den Verwundeten, aber noch ist Leben in ihm, er ist jung, und er befindet sich in aufopferndster Pflege. Schwester Barbara weicht nicht von seinem Bette, — viele, viele Wochen hindurch. Was mag es nur sein, daß die strengen Züge der frommen Frau mild und weich erscheinen läßt, wenn sie sich um den Verwundeten müht, — was mag es nur sein, daß ihre sonore Stimme zu beruhigendem Klange herabdämpft, wenn sie zu ihm spricht, ihn tröstend und ermutigend? Vielleicht jammert sie nur das junge Leben, auf das der Tod seine Hand gelegt, vielleicht auch erinnern sie seine Züge an Einen, der ihr theuer war, als sie selbst noch nicht so herb und strenge aus dem weißen Kopftuch der Nonne blühte. Ihr allein hat er es zu danken, daß er von der tödtlichen Wunde gesundet, sie alle'n war es, die den Tod von seinem Lager schenkte. Aus dem Sommer ist Winter geworden, als er das Lazareth verlassen darf, in dem er Monate hindurch mit dem Tode gerungen. Fast wird ihm das Scheiden schwer von dieser Stätte des Lebens, — wirklich schwer das Scheiden von ihr, der treuen Pfliegerin. Er dankt ihr mit den bereiteten Worten, die das überwollte Herz ihm auf die Zunge drängt. Aber seltsam, Schwester Barbara ist wieder ernst und wortlos geworden und ihre Augen blicken wieder streng aus dem weißen Kopftuch, seitdem ihr Schützling nicht mehr hilflos auf seinem Lager ruht. Doch

ihre Augen werden feucht, als der Schlitten mit ihm davonsaust und er ihr seinen Abschiedsgruß zuwinkt, und noch einmal kniet sie an dem Bette nieder, in dem er mit dem Tode gerungen; sie läßt den Rosenkranz durch die Finger gleiten und ihre Lippen murmeln ein Gebet, — ein Dankgebet und einen Segenswunsch.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Neue Blumenstickereien. (Siehe die Abbildung, S. 16.) — In einer der Sonder-Ausstellungen, welche das königliche Kunstgewerbe-Museum von Zeit zu Zeit zu veranstalten pflegt, um neu erworbene Werke älterer Kunst und musterergiltige Arbeiten modernen Gewerfleißes vorzuführen, besand sich im November und December vorigen Jahres ein Schrank voll Stickereien und eine kleine Wand voll Zeichnungen, durchweg nach Blumen-Motiven erfunden, deren schlichte Ausführung ohne besonderen Aufwand von Material oder Herrichtung wenig dazu angethan schien, die Aufmerksamkeit der Beschauer zu fesseln, und dennoch gelang es diesen Arbeiten, das lebhafteste Interesse aller kunstgebildeten Besucher der Ausstellungen zu erwecken.

Fräulein Lucy du Bois-Reymond, welche die ganze Reihe der ausgestellten Stücke selbständig erfunden, gezeichnet und ausgeführt hatte, gehört dem Kunstgebiete, auf dem sie jetzt einen so ungewöhnlichen Erfolg errungen hat, nicht berufsmäßig an; sie ist weder als Zeichnerin noch als Stickerin schulmäßig ausgebildet; ja sie hat nicht nur ohne fachmäßige Schulung, sondern selbst ohne Anleitung versucht, den Geräthen des Hauses durch Malen oder Sticken eine anmuthig verzierte Gestalt zu leihen; von allen den Rissen, Decken, Vorhängen, Kleidchen, Kästen u. s. w. hat jedes seine besondere Bestimmung im Hause und in der Familie der jungen Dame, ist jedes für den besonderen Zweck eigenartig in selbständiger Erfindung gestaltet; nirgends hat ein vorhandenes Muster vorgelegen, nirgends ist der bequeme Weg beschritten, aus abgerissenen Fetzen des „Formenschatzes der Renaissance“ oder wie die Hilfsquellen sonst heißen mögen, ein scheinbar Neues zusammenzuflicken. Alles, was wir hier sahen, — und die Muster zählten nach vielen Dutzenden, — ist entstanden aus der Beobachtung und der freien Benützung der lebendigen Naturformen; was bei uns blüht und grünt in Feld und Wald, was die Treibhäuser der Gärten an reizvollen und seltsamen Formen offenbaren, das hat mit gesundem, frühem Auge und einem Geschmade von seltener Trefffähigkeit hier eine Dame verwerthet, die vielleicht selbst am meisten überrascht war von dem Ansehen, welches diese Arbeiten erregten.

Wer von uns nur ein wenig zurückblicken kann, der wird sich erinnern, daß die Bewegung zu Gunsten stilgerechter Kunstformen auf dem Gebiete der Flachmuster mit dem Kampfe gegen die gewebten, und vor Allem gegen die gestickten Blumen begann. Hier war ein gröblicher Naturalismus eingerissen; man bestrebt sich, die körperliche Wirkung der Blumen auch da herauszubringen, wo die Fläche durchaus ihren Charakter nicht verlieren durfte; man brachte einen solchen Strauch unvermittelt auf die Fläche und glaubte das Höchste erreicht zu haben, wenn man sich im Stiden den Werken der Blumenmalerei näherte. Dergleichen wendete sich das neu erwachende Stilgefühl und empfahl zunächst die mittelalterlichen und morgenländischen Muster rein geometrischer Art unter schonungsloser Ausschreibung der Blumen. Die Benützung alter Stickereien und Musterbücher als direct verwendbarer Vorbilder förderte eine Fülle verschollener Materials zu Tage, welches zunächst mit dem Reize der Neuheit wirkte. Noch sind diese Fundgruben weitaus nicht erschöpft; die hier gehobenen Schätze werden unter allen Umständen das hochansehnliche Erbgut unserer Zeit bleiben, aber Niemand wird sich der Beobachtung verschließen können, daß es auf die Dauer nicht angeht, aus abgeleiteten Quellen zu schöpfen. Die einzig reine und nie versiegende Quelle ist und bleibt die stets sich verzweigende Natur, und wie wir uns auch mit dem Rüstzeug unserer Väter behaben mögen, schließlich müssen wir auf die Naturformen zurückgreifen.

Aus dieser Empfindung heraus erklärt sich der außerordentliche Beifall, welchen die Werke japanischer Kunst mit ihrer höchst liebevollen Naturbeobachtung gefunden haben. Aber wenn man sie lediglich copirt, verfallt man alsbald wieder in Manier, nur in eine andere.

Das einzige Volk, welches auf dem Gebiete der Flachmuster, — übrigens auch auf dem Gebiete der Geräthbildung, — originell geblieben ist, waren im letzten Jahrzehnt die Engländer. Was Fräulein du Bois-Reymond gearbeitet hat, ist sichtlich von Dem beeinflusst, was die School of Art needlework in London geschaffen hat. Dort beschränkt man den richtigen Weg, die Naturformen zu studiren, die Motive so weit als möglich zu vereinfachen, um sie bestimmten Geräthformen einzuordnen und sie alsdann in möglichst einfacher Technik darzustellen. Für dieses stilisierte Zeichnen der Naturformen hatte der Kunstunterricht im South Kensington-Museum die Wege gewiesen. Aber jeder Unterricht muß sich naturgemäß an einen mittleren Durchschnitt der Fähigkeiten wenden und trägt dadurch die Gefahr in sich, zu schematisiren. Man erfand eine Art von Brücke, um Pflanzenformen, — zunächst nicht nach der Natur, sondern nach gedruckten Vorlagen, — im Quadrat, Dreieck, Viereck u. s. w. anzuordnen oder aufzuziehen, und war zufrieden, wenn man auf diese Weise statt einer Reihe von Palmetten eine Reihe von Kastanien oder Rosenblättern herstellte, oder aber man sprang nach japanischem Vorbilde ganz aus der Reihung und Symmetrie heraus und ließ die Zweige willkürlich über die Fläche wuchern.

Es ist ohne Weiteres klar, daß man bei der Verwendung als verarbeiteter Muster, wie etwa der Muster der altsächsischen oder altslawischen Leinwandstickerei, in ganz sicheren Bahnen wandelt und kaum ernsthaft einen Fehler begehen kann; je mehr man dagegen sich auf eigene Füße stellt, um desto zuverlässiger muß der künstlerische Tact sein, mit welchem man ein Formengebiet angreift, und somit ist die Benützung der Naturformen, — so leicht man dieselbe als berechnete Grundforderung hinstellen kann, — in der wirklichen Durchführung die schwierigste Aufgabe der schmückenden Kunst.

Es hat daher seinen guten Grund, wenn Künstler und Laien gleichmäßig die Arbeiten von Fräulein du Bois-Reymond mit freudiger Ueberraschung begrüßen. Wir haben hier ein Talent, das sich wahrscheinlich nie in gleicher Weise entwickelt hätte, wenn es in einen der herkömmlichen Unterrichts-Kurse eingetreten wäre, das aber jetzt ohne Umweg, wie selbstver-



ständig, das Nicht-treue trifft. Bei jedem Stille weiß die Zeichnerin genau, wie viel von der Blä-

eine herrliche Einrichtung für die alten, ehrwürdigen Papas, aber zu ihnen zu zählen, fühle ich mich doch auch noch nicht ganz berechtigt und verpflichtet. Ueberdies ich muß wieder einfluchten, „gerade heraus-gesagt,“ dies Rauchzimmerchen hat denn doch auch seine Schattenseite. Mir will es wenigstens vorkommen, als ob auch die tangenden Herren recht fleißig zu der sprudelnden Gambirius-Quelle und dem Cigaretten-Cui flüchten, um zwischen Walzer und Lancier eine kleine, verzeihliche Erholungs-pause einzuschließen. — ob es aber gerade sehr ästhetisch ist, die letzten Spuren des unergründlichen Qualms, der an jener ge-weiheten Stätte erfahrungsmäßig herrscht, unmittelbar in den Ballsaal zu tragen, erscheint mir recht zweifelhaft.

Da lobe ich mir dann doch meine Whistpartie. Der edle Whist wird heute unverdient Weise schlecht behandelt. Die Herren wenden sich mehr und mehr dem Scat zu, der ja seine besonderen Vorzüge haben soll, und die Damen lernen leider zu selten und zu spät die guten Seiten einer harmlosen Partie kennen und schätzen. Ja, die guten Seiten: ich zähle zu ihnen vor Allen, daß der Whist ein Todfeind jedes Klatsches ist, ich rechne weiter hierher, daß er ein gewisses Maß von Gleichmuth und Selbstbeherrschung lehrt; eine Frau, welche gut Whist spielt, weiß auch meist im Uebrigen ihre Ruhe zu bewahren. Aber die Zahl der Damen, welche gut Whist spielen, wird immer seltener, und ich sehe die Zeit kommen, in welcher das schönere Geschlecht am Spieltisch nur noch in No-manen vorkommt, und wo seiner dann mit jenem leisen, ominösen Weigehack gedacht wird, der allem Ungewöhnlichen eigen ist. Schon heute gelangt eine junge Frau, die sich mit älteren Damen an den Spieltisch setzt, leicht in das peinliche Renommée des „Streberthums“, und wenn etwa eine Lieutenant-sgattin mit einer Generalin spielen würde, so könnte der arme Gemahl der Ersteren der spätesten Bemerkungen guter Kameraden sicher sein.

Ich sage, Damen, welche gut Whist spielen, werden immer seltener. Zum guten Spiel gehört jedoch nicht nur Übung, sondern auch Talent. — Kartenverstand heißt es ja wohl ebens so grobkörnig, — letzteres läßt sich aber bekanntlich nicht erlernen und über seinen Mangel muß daher die Augen zudrücken. Bedauerlich ist es dagegen, daß die leichte Grazie, welche ich früher oft gerade an den Spieltischen der Damen bewunderte, mehr und mehr abhanden zu kommen scheint. Noch heute erinnere ich mich mit wirklicher Freude der Stun-den, in denen mich eine alte Tante zuerst in die Geheimnisse des edlen Spieles einweichte; noch heute sehe ich die Greisin vor mir, wie sie mit ihren schmalen, wohlgepflegten Fingern die Karten so zierlich mischte, wie schnell und elegant sie gab, mit welcher beglücklichen Gewandtheit sie sich ihrer Jetons bediente. Das Alles und hundert andere kleine Kunstgriffe mehr sind Dinge, die sich lernen lassen, die man sich heute zu lernen aber nicht mehr recht die Mühe giebt. Und die Damen thuen Un-recht daran. Es ist zwar nicht sonderlich höflich, vom Alter zu sprechen, aber in dieser Verbindung ist's vielleicht doch er-laubt: bekanntlich erhält sich eine schöne Hand von allen weib-lichen Reizen am längsten, durch sie zu bezaubern bietet aber gerade der Whist die beste Gelegenheit.

Whist heißt Schweigen. Zugegeben! Es verfährt gewiß gegen den guten Ton, während des Spieles in störender Weise zu schwätzen. Die reizenden Plauderminuten in den Pausen während des Gebens möchte ich aber nicht missen, sie werden gerade durch ihre Kürze, die dazu auffordert, das Gespräch zu-sammenzudrängen und zuzuspitzen, zu wahren Perlen der Unterhaltungsgabe. Und ein leicht dahin flatterndes Bonmot, ein kleines Scherzwort ist ja, an dem Spieltische der Damen zumal, auch während des Nobbers erlaubt, denn es stört nicht, sondern belebt: der wahre Plauderton, der sich unge sucht in graziösen Wendungen dem Augenblicke anzuschmiegen weiß, er sucht leider aber ebensehr aus, wie die schwerere Kunst, gut zuzuhören. Unsere jungen Herrn schwanken zwischen dem leichten Geplänkel nichtsfagender Redensarten „vom letzten Ball, von der Eisbahn und dem Wetter“ und dem schwereren Geschwätz der hohen Literatur und der Theaterjargon hin und her; unsere jungen Mädchen erleben die Unterhaltung zu oft leblich mit einem Ja! und einem Nein! und sind mit ihren Ge-danken meist anderswo, als bei der Sache, — da ist es wirklich eine Erholung, mit den älteren Damen, die noch Meisterinnen im Plaudern sind, die eine kleine Pointe noch zu würdigen wissen, am Spieltische zu sitzen.

Wenn sich nur diese Spieltische an sich äußerlich etwas besser präsentiren wollten, als es meist der Fall ist. Es giebt nicht allzu viele Häuser, in denen ein Whistisch wirklich gut und zweckmäßig arrangirt wird. Ich rechne dazu, daß man ihm zwei richtig vertheilte Kerzen gönnt, daß die Karten tadel-los, die Spielmarken vollzählig sind, daß Papier und Bleistift nicht mangeln. Ist der Tisch für eine Damenpartie bestimmt, so müssen die Sitze bequem sein, und Fußbänke dürfen ebensovienig fehlen, wie ein oder zwei kleine Etablissements in unmittelbarer Nähe, damit die Spielerinnen Handschuhe und Fächer bequem aus der Hand legen können. Vor Allem will auch der Platz, den man dem Tische giebt, reichlich im Voraus erwogen sein, eine Aufgabe, die nicht leicht, ja die überhaupt eigentlich nur von Fall zu Fall zu lösen ist. Kennt man die Teilnehmerinnen als sehr passionirt, so wählt man ein ruhiges, lauschiges Plätzchen, fern dem störenden Gesellschaftstrudel, — rechnet man darauf, daß sie nur pour passer le temps zu den Karten greifen werden, so stellt man den Tisch womöglich sogar

derart auf, daß von ihm aus noch ein Blick in den Ballsaal selbst möglich ist. Unter allen Um-ständen aber dünkt mir erforderlich, das ganze Arrangement von vornherein zu treffen, denn nichts ist peinlicher, als wenn die Diener Tisch und Stühle, Karten und Jetons erst in Eile herbeibringen, wenn die Partie sich zusammen gefunden hat. Und schon darauf, daß sie sich zu-sammen finde, muß ein guter Hausgenius Obacht haben: wie ein aufmerksamer Arrangeur in kei-nem Carré des Lancier das vierte Paar fehlen läßt, so ist auch auf die spielenden Damen recht-zeitig schuldige Rücksicht zu nehmen. Eine kleine Bitte dort, ein freundliches Zureden hier, und die Sache ist ja leicht gemacht.

Whist ist ein durchaus aristokratisches Spiel und will als solches gehandhabt sein. Ich ge-stehe es offen, ich spiele mit Damen nicht gern um Geld, schon weil ich in der Hand einer Frau überhaupt nicht gern diese durch tausend Finger gegangenen Geldstücke sehe. Es mag das über-trieben sein, und man wird mir entgegenhalten, ein Theil des Spielreizes, jener undefinir-baren Gewalt, gehe verloren, sobald das Geld gänzlich, — aus dem Spiele bleibt. Gewiß liegt etwas Wahres in diesem Satz; so sicher nämlich die ungeheure Mehrzahl aller Menschen Gottlob immer noch nicht um des klingenden Gewinnes halber spielt, ebenso unzweifelhaft übt die Chance, ein, wenn auch noch so winziges Geldstückchen sich zu erobern, einen merkwürdigen Zauber auf Jeden aus. Nur Narren oder Deuchler leugnen das. Wenn denn also schon einmal um Geld gespielt sein muß, meine Damen, so vereinfachen Sie die Ab-rechnung auf jede mögliche Weise; vertrauen Sie dieselbe vor Allem nur erfahrenen Händen an, und wideln Sie diese leidige Operation möglichst schnell und schmerzlos ab: sie ist und bleibt günstigsten Falles ein notwendiges Uebel.

Da plaudere ich nun ein halbes Stündchen schon über meine Whistpartien mit Damen und habe doch des Hauptreizes, den sie für mich besitzen, noch nicht gedacht, bin sogar, — daß ich es nur gestehe, — mit einer gewissen Scheu seiner Erwähnung aus dem Wege gegangen. Ich fürchte nämlich zweier-lei: einmal, daß alle meine lebenswürdigen Mitspielerinnen ernstlich böse auf mich sein werden, und zum Andern, daß mir unter den sogenannten Herren der Schöpfung zahlreiche Concurrenten entstehen werden, sobald ich mein kleines Geheim-niß verrathe. Aber der Wahrheit die Ehre: wenn man Frauen-Charaktere studiren will, muß man mit Frauen Whist spielen! Auf eine nähere Erörterung dieses fundamentalen Satzes lasse ich mich aus naheliegenden Gründen nicht ein, — ich werde mich sehr hüten, so leichtsinnig zu sein.

che gedeckt, wie viel frei bleiben soll; dementsprechend wählt sie die Blüten, Blätter und Ranken; jedem Theile läßt sie den fein beobachteten Reiz der natürlichen Formen-Entwicklung, aber sie verbindet sie in einer gefehmäßigen Weise, die nicht pedantisch als Reihung oder Wiederholung auftritt, sondern nur das Gleichgewicht der Massen, den Rhythmus des Ganzen aufrecht erhält. Für diese absolut sichere Zeichnung stehen ihr die einfachsten Techniken der Ausführung zu Gebote; meist ist Feinengrund ver-wendet, auf welchem sich die Blumen im Stielstich licht und einfach abheben. Aus den Stücharten heraus bilden sich Farnkräuter und Federblüthen, Bänder und Sprüche schlingen sich hinein; das Meiste hat neben der allgemeinen Freude an den Natur-formen noch seine besondere Bedeutung. So legt sich um die Kappe, welche die Wärme der Kaffeekanne im Garten zu schätzen hat, die Ranke des Reptiles, der Fliegenfalle, welche die schwirrenden Insecten wegfängt. Die beiden Kinderkleider mit Gänseblümchen (Margarethen) und Maiglöckchen (lilly of the valley) bestickt, sind für zwei englische Schwestern, Mar-garet und Lilly, bestimmt; die Decke, deren reiche Blattgewinde mit Vorbeeren und Pinien an die Fruchtkränze der Nobbias gemahnen, tragen nicht umsonst Spruchbänder mit italienischen Versen. Es sind Gelegenheits-Schöpfungen in dem Sinne der Gelegenheitsgedichte Goethe's; sie verdanken ihre Entstehung der besonderen Beobachtung der Natur, der besonderen, liebe-voll erdachten Zweckbestimmung und athmen somit, trotz aller Schlichtheit, den Lebenshauch wahrer Kunst. Diese ohne jeden Anspruch auf besondere Geltung erwachsenen Ar-beiten dürfen als einer der ersten Fortschritte gelten, welche in der Kunst der Flachmusterung in den letzten Jahren bekannt geworden sind; als Vorlage-Material im gewöhnlichen Sinne würden sie nicht weit reichen, dagegen können und werden sie hoffentlich als ein leuchtender Hinweis auf den richtigen Weg des Natur-Studiums und der Natur-Benutzung einen weithin reichenden, ernstlichen Nutzen stiften.

Julius Lessing.

Kochend verboten.

Die Whistpartie.

Von Hanns von Spielberg.

Wenn mir die Ehre zu Theil wird, aus dem Ball-saale abgerufen und zu einer kleinen Whistpartie mit nicht tanzenden Damen befohlen zu werden, freue ich mich jedesmal herzlich: bitte, lächeln Sie nicht ironisch, — wirklich herzlich. Ich bin leider bereits in die Jahre gekommen, in denen ich drinnen unter der heiteren Jugendschaar mich nicht mehr recht am Plage fühle. Unter uns gesagt, das Herz ist wohl noch jung, und die Augen erfreuen sich noch ganz wie ehedem an einer tausendjährigen Mädchengestalt, an dem sonnigen Lächeln froher Augen und an den Schelmengrübchen in rothigen Wangen, — aber, Pardon, die bösen, bösen, undienstfertigen Glieder, sie wollen nicht mehr thun, wie ihr Herr gebet. Wenn es bei den „vieredigen“ Tänzen einzuspringen gilt, dann bin ich selbstverständlich zu Diensten, aber mich dünkt, diese Frauen und Fräulein im Ballsaale ziehen mit Recht die frischere männliche Jugend der bedächtigen Jugend vor. Man muß sich rechtzeitig bescheiden lernen. Es ist ja auch so übel nicht, mit den Ballmamas ein wenig zu plaudern, sich mit ihnen vergangener Tage zu erinnern und ihre respectiven Töchterchen pflichtschuldigst zu bewundern; indessen sind diese guten Mamas, gerade herausgesagt, leider, leider etwas einseitig in ihrer Unter-haltung und nie recht bei der Sache: ihr Auge und ihr ganzes Sinnes ist ja stets mitten in dem stuhenden Ball-Chaos, und wenn schon Glöckchen sich irgend einen Volant zerreiht, brechen sie unmotivirt das interessanteste Gespräch kurz ab, um dem bedrängten Töchterchen zu Hülfe zu eilen. Was nun gar das wort- und thatenlose Herumstehen in den Eden und an den Thürpfosten anbelangt (an dem, wie mir scheinen will, heut zu Tage freilich die jüngere Herrenwelt ein größeres Vergnügen findet, als gut ist), so habe ich nie für Statistertrollen geschwärmt und werde es wohl auch nicht mehr lernen. Da bleibt denn das Rauchzimmer, welches die mittelieidige Hausfrau in irgend einem verschwiegenen Eckchen arrangirt hat und auf das der opfer-willige Gatte wohl mit der Bemerkung hinweist, daß es dort für durstige Seelen auch ein Gläschen Löwenbräu giebt, —



Kochend auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

- Obst- und Schimmelflecke.** — Wie bringt man am besten Obst- und Schimmelflecke aus Weißwäsche heraus? Langjährige Abonnentin.
- Salonfächer.** — Auf welche Art werden elegante Salonfächer aus getrockneten Fächerpalmen angefertigt? Frau Anna in Frankfurt a. M.
- Eingemachte Früchte.** — Woher kommt es, daß Früchte, die regelrecht in französischem Brantwein eingemacht worden sind, in Gährung übergehen, und wodurch kann man dem Uebelstande ab-helfen? E. K. in Düsseldorf.

Rathschläge.

- Paille au Parmesan.** — Gelegentlich einer vor Kurzem stattgefundenen Hoffestlichkeit wurde in vielen Zeitungen das Remm des bei dieser Gelegenheit von den Allerhöchsten Herr-schaften eingenommenen Diners veröffentlicht. Als Schlußgericht war aufgeführt: Paille au Parmesan, und dieser Name fand allent-halben die verschiedensten Uebersetzungen und Deutungen. Paillo au Parmesan ist nun eigentlich ein englisches Gericht, das an Stelle von Butter und Käse am Schluß des Diners servirt wird, und heißt dort zu Lande chesse-straws (Käse-Stroh). Da dieses Gebäck stets allgemeinen Beifall, besonders bei Herren, fin-det, so sei hier das Recept dazu mitgetheilt: Es wird mit ein-klein wenig Wasser ein Teig von 6 Theilen Mehl, 4 Theilen Butter und ebensoviel geriebenem Parmesanfäse gemacht, den man mit Salz und Cayenne-Pfeffer würzt. Ueber die Dosis des Leh-teren entscheidet der Geschmack. Der fertige Teig wird sodann messerrüdenförmig ausgerollt und in circa 18 Cent. lange, und 1/2 Cent. breite Streifen geschnitten, nachdem man den ausgerollten Teig vorher noch mit Eigelb überpinselt hat; diese Streifen werden nun auf einem mit Wachs bestrichenen Blech in mäßig heißem Ofen gebacken und ganz heiß servirt. Es ist inbezug zu beachten, daß die chesse-straws sehr leicht brechen und daher große Vorsicht beim Abnehmen von dem Blech erfordert. Auch hüte man sich, den Teig zu dick auszurollen, — die Käsefesteig brechen in diesem Falle zwar weniger, aber sie werden auch nicht so gut und groß, wie sie sein sollen. Gräfin v. B.
- Sandluden.** — 250 Gr. Kartoffelmehl, 250 Gr. Butter, 180 Gr. Zucker, 2 Eier. Die ausgewässerte Butter zu Schaum gerührt, dazu den Zucker und etwas Citronenschale, dann die Eidotter und den Schnee, zuletzt löffelweise das getrocknete und noch warme Mehl dazu; für diese Mischung ist eine Stunde erforderlich; sie wird in einer Springform zwei Stunden langsam gebacken, sodas; der Kuchen fast weiß bleibt. E. M.
- Messing zu puhen.** — Polirtes Messing darf gar nicht ge-düht, sondern nur trocken abgerieben werden. Dagegen ist nicht polirtes Messing erst mit Stearin-Öl einzureiben, alsdann mit Wiener Kalk zu putzen und hierauf mit einem Lappen gehörig zu reiben. W. A.
- Eine Abonnentin.** — A. A. — A. in Gesehmünde. — Derartige Mittel sind nicht bekannt. Lediglich demerken wir wiederholt, daß wir Fragen aus dem Gebiete der Medicin grundsätzlich nicht berücksichtigen können. Rathschläge kann in solchen Fällen nur ein erprobter Arzt geben. S. Ch. in G. — Zu unserem lebhaftesten Bedauern sind wir nicht in der Lage, Ihrem Gesuch in den Spalten unserer Blätter Raum zu geben. A. v. M. — Ihrem Wunsch werden wir gern entsprechen. E. W. — Ueber die Technik der Email-Malerei bringen wir in einer der nächsten Nummern einen Artikel.

In dieser Nummer gehört ein Beiblatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.